

**Oktober 10/2002**

---

**Aus dem Inhalt**

---

|                                                                                                                                                                                                           |     |
|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| Ernst Pulsfort<br>Weltmission und die Größe des christlichen Glaubens                                                                                                                                     | 289 |
| Helga Peteler / Gunther Fleischer<br>Menschenjongleure<br><i>Ein Interview zum Thema Kindesmisshandlung</i>                                                                                               | 291 |
| Dietmar Mieth<br>Endlich lieben                                                                                                                                                                           | 295 |
| Manfred Belok<br>Kooperative Pastoral                                                                                                                                                                     | 300 |
| Christoph Baumgart<br>„Mit dir überspring' ich Mauern“                                                                                                                                                    | 309 |
| Markus Roentgen<br>„Ein Mann ist ein Mann, bitte keine weiteren Fragen...“                                                                                                                                | 313 |
| Literaturdienst:<br>Andrés Vázquez de Prada: Der Gründer des<br>Opus Dei Josemaria Escrivá<br>Alex Stock: Poetische Dogmatik<br>Sr. M. Beate Neuberth IBMV: Kleine Gebetsschule<br>– Einfach beten lernen | 317 |

---

**Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:**

Pfr. Dr. Ernst Pulsfort, Katholische Akademie in Berlin e.V.,  
Hannoversche Str. 5, 10115 Berlin | Dr. med. Helga Peteler,  
Kantstr. 20, 41464 Neuss | Dr. Gunther Fleischer,  
Marzellenstr. 26, 50668 Köln | Prof. Dr. Dietmar Mieth,  
Blumenstr. 3, 72149 Neustetten | Prof. Dr. Manfred Belok,  
KFH NW / Leostr. 19, 33098 Paderborn | Pfr. Christoph  
Baumgart, Rückertstr. 2, 49078 Osnabrück |  
Markus Roentgen, Marzellenstr. 32, 50668 Köln

Unter Mitwirkung von Prälat Dr. Herbert Hammans,  
Kalverbenden 91, 52066 Aachen | Dr. Daniela Engelhard,  
Domhof 12, 49074 Osnabrück | Dompropst Dr. Alois Jan-  
sen, Danziger Str. 52a, 20099 Hamburg |  
Prälat Dr. Heiner Koch, Marzellenstraße 32, 50668 Köln |  
Domkapitular Martin Pietsch, Wundt-Straße 48-50,  
14057 Berlin | Domkapitular Adolf Pohner, Domhof 18-21,  
31134 Hildesheim | Weihbischof Franz Vorrath,  
Zwölfling 16, 45127 Essen

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63,  
50606 Köln, Telefon (02 21) 16 42-70 02 od. -70 01,  
Fax (02 21) 16 42-70 05

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen,  
Hamburg, Hildesheim, Köln, Osnabrück“ erscheint  
monatlich im J.P. Bachem Verlag GmbH, Ursulaplatz 1,  
50668 Köln | Der jährliche Bezugspreis beträgt 33,55 Euro  
incl. MWSt. zzgl. Porto und Versandkosten | Einzelheft  
2,80 Euro

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren  
Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffas-  
sung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit  
Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Bespre-  
chungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck:  
Druckerei J.P. Bachem GmbH & Co. KG, Ursulaplatz 1,  
50668 Köln

**Beilagenhinweis**

Dieser Ausgabe ist ein Prospekt „*praxis gottesdienst*“  
des Herder Verlags beigelegt.  
Wir bitten unsere Leser um Beachtung.

Ernst Pulsfort

# Weltmission und die Größe des christlichen Glaubens

Stellen Sie sich vor, sie sitzen als Vertreter des Christentums mit Moslems, Hindus und Buddhisten an einem Tisch und alle Teilnehmer dieser Runde haben ihre jeweilige Religion vorzustellen und anzupreisen. – Spätestens bei der Frage, wo und wie das Heil, wie die Erlösung erreicht werden kann, kommen Sie in den dicksten Krach: Jeder Religionsvertreter wird zwangsläufig die Vollkommenheit und Wahrheit seines Glaubens und die Überlegenheit seines Glaubens über den Glauben der anderen feststellen. – Ich behaupte, dieser Krach ist unausweichlich vorprogrammiert; nicht deswegen, weil die Religionsvertreter böseartig oder intolerant wären, sondern weil jede Religion bereits ihrem Wesen nach einen Anspruch auf die Wiedergabe der vollkommenen und absoluten Wahrheit erheben muss. – Stellen Sie sich mal vor, Sie begegneten einer Religion, die das nicht täte; die sagen würde: Möglicherweise ist das, was wir lehren auch falsch; oder: Es gibt sicher noch wahrere Religionen als die unsere. – Religion und Glaube nach dem Motto „Kann sein, kann aber auch nicht sein“ ist ein Widerspruch in sich.

Will eine Religion ernstgenommen werden, will sie wirklich endgültiges und unüberbietbares Sinnangebot sein, da muss sie dieses Sinnangebot gegenüber allen anderen Sinnangeboten für absolut setzen und das auch begründen.

Jeder Mensch hat zweifellos das unantastbare Recht, sich frei zu einer beliebigen Religion zu bekennen; aber wenn er sich für eine bestimmte Religion entschieden hat, dann hat er auch deren Wahrheits-

und Absolutheitsanspruch zu akzeptieren, ja sogar mitzuvertreten. Die ständige Relativierung des Wahrheitsanspruchs der eigenen Religion durch einen Gläubigen mag selbstkritisch und deswegen tolerant erscheinen, in Wirklichkeit ist das in den Augen von Andersgläubigen nichts anderes als selbstzerstörerisch und ungläubwürdig.

Ist die deprimierende Konsequenz aus dieser These dann also doch der totale Krieg zwischen den Religionen, die Verteidigung oder Durchsetzung der eigenen Überzeugung notfalls mit Gewalt?

Bei der Beschäftigung mit anderen Religionen habe ich vieles gefunden, was mich fasziniert: die Aktualität des kosmologischen Weltbildes bei den Hindus z. B. oder die starke Solidarität bei den Moslems. Und dennoch bin ich Christ geblieben. Nicht etwa deswegen, weil mir die christliche Dogmatik plausibler und einleuchtender ist als z. B. die Glaubenssätze des Islam oder des Hinduismus; und auch nicht deswegen, weil die christliche Glaubenslehre logischer oder intellektueller ist als die anderer Religionen. Die nackte pure Theologie, das Glaubensdogma in seinem bloßen Wortlaut ist meistens recht nüchtern und theoretisch, gleich ob es sich um ein christliches, islamisches oder sonst ein Dogma handelt.

Die Überzeugung von der absoluten Wahrheit und Richtigkeit eines Glaubensdogmas entnehme ich nicht dem Studium dieses Dogmas selbst; die Wahrheit eines Glaubenssatzes kann nur in einer existenziellen Erfahrung erkannt werden. Folgende Begebenheit mag das, was ich meine,

verdeutlichen: Als die deutsche Ordensfrau Anna Huberta Roggendorf während des Zweiten Weltkriegs für fast 1.000 Waisenkinder in Bombay zur Mutter wurde, – es waren Moslemkinder und Hindukinder und auch ein paar Christenkinder – da hat sie diese Aufgabe nicht deswegen übernommen, weil sich ihr die Chance bot, mit einem Schlag 1.000 Kinder zu Christen zu machen; das hätte sie tatsächlich machen können. Aber sie hat sich dieser Kinder angenommen, weil es heimatlose Waisen waren, die die Liebe einer Mutter brauchten. Sie hat diesen Kindern Liebe und ein Zuhause geben wollen, ohne eine insgeheime Absicht. Die Nonne gab Liebe, weil sie sich von Gott selbst unendlich geliebt wusste. Und eines Tages kamen einige 17-, 18-jährige Mädchen, die sie großgezogen hatte, zu ihr mit der Bitte: „Mutter, wir möchten so sein wie Du; wir möchten auch leben für die Liebe.“

Über diesen Weg, diese praktische Lebenserfahrung sind die jungen Frauen zum Glauben an Jesus Christus als die fleischgewordene Liebe Gottes gekommen. Und auf diesem Weg haben sie die Unüberbietbarkeit christlichen Glaubens erkannt: Es gibt nichts Größeres, als wenn einer sein Leben hingibt für seine Freunde.

Die Entscheidung darüber, welche Religion sich auf Dauer gegenüber anderen durchsetzen wird, die Entscheidung darüber, welche Religion letzten Endes wirklich die einzig *wahre* ist, diese Entscheidung wird nicht zuerst an Konferenztischen, an Universitäten, auf interreligiösen Gebetstreffen und Dialogveranstaltungen gefällt werden. Diese Entscheidung wird da getroffen, wo Menschen so sehr an die Liebe ihres Gottes glauben und aus ihr heraus leben, dass andere sich mit Freunden diesem Weg anschließen, weil sie keinen besseren finden können.

Liebe Leserinnen und Leser,

gleich zum Einstieg ein Thema von hoher Brisanz, das zugleich in die Abgründigkeit menschlichen Daseins führt: sexuelle Kindesmisshandlung. Ein Interview mit der Kinderärztin und Psychotherapeutin **Dr. Helga Peteler**, die auch zu Tätern gewordene Priester therapeutisch begleitet, soll Klischees aufbrechen, das Sagbare nicht beschönigen, aber auch Chancen der Therapie benennen.

Gibt „Pädophilie“ als Begriff nur vor, es mit Liebe zu tun zu haben, geht es **Prof. Dr. Dietmar Mieth**, Professor für theologische Ethik und Sozialethik am Katholisch-Theologischen Seminar der Universität Tübingen, um wirkliche Liebe, die in der Spannung steht, „endlich“ zu lieben mit unendlicher Perspektive. Vielleicht eine Anregung für manches Brautgespräch oder eine Hochzeitspredigt.

**Prof. Dr. Manfred Belok**, Professor für Pastoraltheologie und Homeetik an der KFH NW in Paderborn, entzaubert den Topos von „Kooperativen Pastoral“, nicht im Sinne der Aufhebung, sondern der Hinführung zu einer vertieften (theologischen) Reflexion. Erst wenn man diese Arbeit auf sich nimmt, zeigt sich, welche Chancen unter welchen Voraussetzungen in einer ernstgemeinten kooperativen Pastoral stecken.

Im Sinne der Vorstellung pastoraler Projekte, zu der ich vor einiger Zeit einlud, präsentiert der Osnabrücker Leiter der Diözesanstelle Berufe der Kirche, **Pfarrer Christoph Baumgart**, eine Glaubensnacht der Jugend und wertet sie aus.

**Markus Roentgen** schließlich, Referent für Männerseelsorge im Erzbistum Köln, greift die Veröffentlichung der „Richtlinien für die Männerseelsorge und kirchliche Männerarbeit“ Ende letzten Jahres auf, um auf die Notwendigkeit und Bedeutsamkeit der Arbeit mit Männern in Seelsorge und Pastoral dringlich aufmerksam zu machen.

Eine spannende Lektüre wünscht Ihnen

Ihr



# Menschenjongleure

## Ein Interview zum Thema Kindesmisshandlung

---

*Unter dem Stichwort „Pädophilie“ ist seit jüngster Zeit ein Skandalon in aller Munde, das in der Öffentlichkeit mit den anderen Stichworten „Priester“ und „katholische Kirche“ verbunden wird. Besonders seit amerikanische Opfer nicht mehr länger schwiegen, die Mitschuld von vertuschenden Bischöfen erkennbar wurde und der Papst sich zu einschlägigen Stellungnahmen etwa im Gründonnerstagsbrief an seine Priester wie auch beim Weltjugendtag in Toronto veranlasst sah, ist es nicht mehr möglich, wegzuschauen. Schließlich wurden auch in der deutschen Bistumslandschaft Misshandlungsfälle bekannt und Stellungnahmen erforderlich.*

*Wie immer, wenn es um Schuld und Verkehrung geht, liegt die Möglichkeit zur Umkehr allein im genauen Hinsehen. Welches Bild ergibt sich dann? Stimmen die schnell propagierten Klischees, die die sogenannte „Pädophilie“, Zölibat und Priestertum der katholischen Kirche miteinander verbinden? Was heißt überhaupt „Pädophilie“, neben der öfters der gelehrte Begriff „Ephobophilie“ begegnet? Gibt es Möglichkeiten der Therapie?*

*Es kann nicht angebracht sein, das Thema nur durch die weltlichen Medien abgehandelt zu sehen und innerkirchlich betroffen zu schweigen oder nur auf die zu schauen, die als Täter offenbar wurden oder sich offenbarten und auf das, was mit ihnen von offizieller Seite her geschieht. Daher dieser Beitrag. Er ist die Wiedergabe eines Gesprächs, das ich am 26. Juni 2002 mit Frau Dr. Helga Peteler führte, Fachärztin für Kinderheilkunde und Psychotherapie. Ihre Äußerungen zum Thema verstehen sich nicht als Beitrag einer Theoretikerin im Sinne der systematisierenden Einordnung des Phänomens in bestimmte Klassifizierungen, die unter Umständen von bestimmten Schulen der Psychotherapie geprägt sind. Vielmehr spricht hier die Praktikerin, die zunächst in der Therapie von Kindesmisshandlungsoffern gearbeitet hat, bis sie merkte, dass wirkliche Hilfe bezüglich der Opfer nur möglich ist, wenn auch die Misshandler und ihre Bezugspersonen in den Blick genommen werden. So wandte sie sich der Täter-Therapie zu. Anfang der 90er Jahre kam der erste Priester in eine ihrer Therapiegruppen. Seitdem gehören kindesmisshandelnde Priester zu ihrer Klientel. Hilfe kann hier nur in Zusammenarbeit mit der jeweiligen Ortskirche erfolgen. So gibt es Kooperationen mit verschiedenen Bistümern, von denen diejenige mit dem Bistum Hildesheim am 3. Juni 2002 in einer Report-Sendung der ARD vorgestellt wurde.*

**G. F.:** *Frau Dr. Peteler, wenden wir uns am Anfang dem Begriff „Pädophilie“ zu, der besonders auf Grund der Geschehnisse in der katholischen Kirche Amerikas in die Medien geriet.*

**Dr. Peteler:** *Dazu gleich zu Beginn zwei grundlegende Bemerkungen. Die öffentliche Thematisierung von sexueller Kindesmisshandlung wurzelt natürlich nicht in den aktuellen Ereignissen, sondern setzt m. E. mit*

*der Emanzipationsbewegung der Frauen in den 70er Jahren ein. Erstmals fanden Frauen in dieser Zeit den Mut, über ihre entwürdigenden und die Seele zerstörenden Erfahrungen als Opfer sexueller Misshandlung in Kinderzeiten zu sprechen. Man kann als Außenstehender nicht ermessen, was das Aufdecken solch tiefer Verletzungen für die Opfer bedeutet, für die das langjährige Verschweigen ein Teil der Überlebensstrategie und des Selbstschutzes war.*

Zugleich wurde und wird die Gesellschaft mit dem Öffentlich-Werden dieser Verbrechen mit etwas Ungeheuerlichem konfrontiert, mit dem sie letztlich nicht umgehen kann. Die Bewältigungsstrategie lautet daher: Eingrenzung des Ungeheuerlichen.

Hierher gehört nun der Begriff „Pädophilie“, der für mich eine Manipulation durch die Misshandler selbst darstellt. Bedenkt man, dass das Wort in Übersetzung „Kinderliebe“ bedeutet, wird deutlich, dass es darum geht, etwas Ungeheuerliches in etwas „Nettes“ einzukleiden, es zu verniedlichen und letztlich zu negieren. Denn mit Liebe im Sinne eines Interesses am anderen haben diese Vergehen nichts zu tun. Die Täter haben nur ein Interesse: ihr eigenes Verlangen zu stillen.

Für das, was dann geschieht, sollte man auch nicht den Begriff „Kindesmissbrauch“ verwenden, der den Eindruck erweckt, als handele es sich beim Kind um eine Sache, die man gebrauchen oder missbrauchen kann (vgl. den Begriff Drogenmissbrauch). Es handelt sich um nichts anderes als um Formen der Kindesmisshandlung.

**G. F.:** *Was ist nun davon zu halten, wenn in den Medien der Eindruck erweckt wird, als stellten katholische Priester die Haupttätergruppe dar? Oder lässt sich zumindest sagen, dass der Täterkreis sich vor allem aus Männern zusammensetzt?*

**Dr. Peteler:** Auch das, was Sie jetzt benennen, gehört m.E. zu den Eingrenzungsstrategien, um das Ungeheuerliche zu bewältigen. Zunächst einmal begrenzt man den Täterkreis auf Männer. Zu meinen schlimmsten Erfahrungen als Therapeutin gehört die Sitzung vor Jahren, bei der ich erkannte, einer Täterin gegenüber zu sitzen. Ihr Enkelkind musste jedes Mal zuschauen, wenn sie sich mit einem ihrer Liebhaber traf. Also auch das gilt es wahrzunehmen: Zum Täterkreis gehören durchaus auch Frauen. Wahrscheinlich stellen Männer zwar die Mehrzahl der Täter dar, doch lässt sich über Zahlenwerte nichts Zuverlässiges sagen. Das liegt u. a. daran, dass sich Männer sehr viel

schwerer als Frauen damit tun, sich als Opfer zu erkennen zu geben. Das bedeutet, dass Fälle von Kindesmisshandlung durch Frauen oftmals gar nicht ans Licht kommen. Vor allem aber bedeutet die Tatsache, dass auch eine Frau Kindesmisshandlerin sein kann, gewissermaßen noch eine Steigerung der Ungeheuerlichkeit, mit der die Gesellschaft noch weniger umgehen kann als mit der Misshandlung durch Männer, denen man so etwas grundsätzlich eher zutraut. Daher das Ausblenden der anderen Seite der Medaille.

Die nächste Eingrenzung bedeutet die Einengung des Täterkreises auf die Kirche, näherhin auf die zölibatär lebenden Priester der katholischen Kirche. Diese Eingrenzung hat zwei Vorteile. Zum Einen macht man eine Gruppe der Gesellschaft namhaft, die längst nicht mehr alle Menschen in Anspruch nehmen. Damit wird das Ungeheuerliche weniger bedrohlich. Zum Zweiten wird durch die Zuschreibung auch schon eine mögliche Problemlösung angezeigt: Würde die katholische Kirche den Zölibat aufheben, gäbe es keine sexuelle Kindesmisshandlung mehr oder zumindest in sehr viel geringerem Umfang.

Leider trifft dies nicht zu. Es gibt keine Kausalverknüpfung zwischen zölibatärem Leben und sexueller Kindesmisshandlung. Der größere Teil der Täter sind Familienväter. Mir fällt z. B. ein Mann ein, der sich an seiner Tochter verging, nachdem er zuvor noch mit seiner Frau zusammen war und sie danach mit scheinbar liebenswürdigen Gründen („Mach Dir doch einmal einen schönen freien Abend!“) aus dem Haus geschickt hatte. Das Sich-hingezogen-Fühlen zu Kindern entsteht nicht durch den Zölibat, sondern hat seine Wurzeln in der Persönlichkeit selbst.

Es ist schließlich auch innerkirchlich eine Eingrenzung des Phänomens im Sinne der Bewältigung des Ungeheuerlichen zu beobachten. Gerne übernimmt man nämlich die Unterscheidung zwischen zwei Formen sexueller Misshandlung: zwischen „Pädophilie“ einerseits, die sich auf Kinder bis zum zwölften Lebensjahr bezieht, und



„Ephedophilie“ andererseits, die sich auf Kinder bzw. Jugendliche ab dreizehn Jahren bezieht. Es gibt Untersuchungen aus Amerika, die sagen, dass „ephebophile“ Misshandler therapierbar seien und „pädophile“ nicht. Indem man feststellt, dass es sich bei den misshandelnden Geistlichen zu 98 % um Fälle von „Ephedophilie“ handelt, erweckt man den Eindruck, als handle es sich nur ausnahmsweise um hoffnungslose Fälle.

Ich kann aus meiner Erfahrung diese Untersuchungsbefunde nicht bestätigen. Der Anteil von Misshandlern, die einer Therapie zugänglich werden, hängt von anderen Kriterien ab, z. B. wie differenziert sie die Kinder als Opfer auswählen und ob sich ein tragfähiges Bezugspersonensystem aufbauen lässt.

**G. F.:** *Wie muss man sich das Vorgehen von Kindesmisshandlern vorstellen, und welche Möglichkeiten gibt es für die Opfer, sich zu schützen?*

**Dr. Peteler:** Ich antworte Ihnen zunächst mit dem Beispiel eines Lehrers. Er hatte sich darauf „spezialisiert“, jedes Jahr seine Opfer immer aus einer bestimmten Jahrgangsstufe seiner Schule herauszufinden. Sein erstes Bemühen war nun darauf gerichtet, das von ihm ausgesuchte Kind schulisch zu stärken und zu fördern. Dazu nahm er auch Kontakt mit den Eltern auf, bei denen allmählich der Eindruck entstehen musste: Endlich nimmt einmal jemand von der Schule uns und unser Kind ernst. Auf diese Weise stellte er ein Vertrauensverhältnis her, das auch das Umfeld des Opfers einbezog. An diese Phase schloss sich eine Überprüfung der Stabilität des Vertrauensverhältnisses an. Dazu rempelte der Lehrer in der Pause auf dem Schulhof das Kind so heftig an, dass es hinfallen musste. Danach entschuldigte er sich bei dem gestürzten Kind, das nun stolz darauf war, dass er sich ihm vor den Augen der Mitschüler zuwandte. Der Verzicht darauf, den Lehrer der Remperei zu beschuldigen, war Beweis für das gewonnene Vertrauen. Am Ende des Schuljahres schließlich lud der Lehrer zu einer Bootstour ein, zu der er

genau einen Schüler mehr mitnahm als Schlafplätze da waren. Diese Situation nutzte er, um den von ihm ausgewählten Schüler einen Schlafplatz in seiner Kabine anzubieten ...

Was soll dieses Beispiel? Es macht deutlich, dass ein wirklicher Schutz der Opfer nicht möglich ist. Was nämlich alle Täter auszeichnet, ist ihre enorme Fähigkeit, mit einer geradezu beängstigenden Sicherheit das Opfer auszusuchen, das zu ihnen passt. Auch dies sei kurz am Beispiel unseres Lehrers verdeutlicht. Einmal nämlich rief ein Junge, der von diesem Lehrer angerempelt wurde, laut über den Schulhof: „Der will etwas von mir!“ Abgesehen davon, dass der Schüler wegen dieser Äußerung die Schule verlassen musste, ist für unsere Frage bemerkenswert, dass der Täter in der Therapie feststellte: „Da hatte ich das falsche Kind ausgesucht.“ Einmal in über dreißig Jahren hatte er sich sozusagen „geirrt“.

Neben dem Gespür für das „passende Opfer“ haben alle Täter die Fähigkeit, scheinbar einfühlsam mit dem Opfer und seinen Bezugspersonen umzugehen. In Wirklichkeit manipulieren sie alle für ihre Zwecke. Das zeichnet alle Täter aus, dass sie für ihre machtvollen Gelüste zu inszenieren verstehen. Sie beherrschen die Kunst der Manipulation derart, dass sich die Opfer, eben weil sie „passend“ ausgesucht sind, nicht entziehen können. Der misshandelnde Mensch ist der Jongleur, der alle anderen manipuliert. Die Gefahr, dem zu erliegen, besteht selbst für den Therapeuten. Deshalb führe ich selbst nur Gruppentherapien zusammen mit einem Ko-Therapeuten unter laufender Kamera oder zumindest mit Audio-Aufzeichnung durch.

**G. F.:** *Wenden wir uns einmal den Opfern zu. Was geht in ihnen vor? Weshalb schweigen sie?*

**Dr. Peteler:** Entscheidend ist, dass der Täter sein Opfer ja nicht einfach überfällt, sondern mit scheinbar harmlosen Mitteln eine Situation aufbaut, die das Opfer als Vertrauensverhältnis, wenn nicht gar als Lie-

besverhältnis wahrnimmt, das immer auch etwas Geheimnisvolles an sich hat. Im Augenblick des sexuellen Übergriffs, der ganz unterschiedliche Gestalt annehmen kann, kommt das Opfer in eine völlige gefühlsmäßige Verwirrung. Dabei gilt: Je „sanfter“ die Misshandlung erfolgt, desto weniger kann ein Kind sie einordnen. Der Täter wird nun alle seine manipulativen Kräfte darauf verwenden, die Schuld auf das Opfer abzuwälzen, z. B. im Sinne einer „verdienten“ Bestrafung. Fatalerweise kommt hinzu, dass man beim Opfer mit der Bereitschaft zur Annahme der Schuld rechnen kann. Denn zu sagen: „Ich bin schuld an dieser Situation.“, bedeutet zugleich auch sagen zu können: „Ich kann an dieser Situation etwas ändern. Ich bräuchte mich nur anders zu verhalten.“ Mit anderen Worten: Die Übernahme der Schuld bedeutet für das Opfer zugleich auch ein gewisses Gefühl der Macht, etwas ändern zu können. Natürlich trifft dies objektiv nicht zu. Doch würde das Opfer wahrnehmen, wie ohnmächtig es ist, wäre die Gefahr groß, dass es psychotisch würde. Diese Situation wäre noch schwerer zu ertragen. In einem solchen Fall fängt das Opfer an, abzuspalten und ein neues Wertesystem aufzubauen. Dies gibt ihm neue – vorgebliche – Macht. Ein Kind sagt sich dann etwa: „Ich bin komisch.“

Die Bereitschaft zur Übernahme von Schuld ist letztlich also ebenso eine Überlebensstrategie des Opfers wie das Verschweigen der Situation nach außen hin.

Dieses labile „Überlebensgerüst“ der Opfer ist im Übrigen nicht nur bei deren Therapie, sondern auch bei der Therapie der Täter im Blick zu behalten. Der Täter muss am Anfang immer noch in der Lage sein, seine Schuld abgeben zu können. Andernfalls ist er extrem Suizid-gefährdet. Ein toter Täter aber bedeutet für das Kind, dass es auch die Schuld für dessen Tod übernimmt und damit eine noch größere Last.

*G. F.: Lässt sich etwas über den Kreis der Menschen sagen, aus dem die Täter ihre Opfer ausspähen.*

**Dr. Peteler:** Nein. Hier greift keine Kategorisierung. Opfer sind Mädchen wie Jungen. Es können Kinder aus einfachsten Verhältnissen sein, aber ebenso solche aus sozial höherstehenden Schichten.

*G. F.: Lässt sich etwas über die Vorgeschichte der Täter sagen?*

**Dr. Peteler:** Auch hier ist keine Schematisierung möglich. Ich hatte in einer Therapiegruppe drei Geistliche, die allesamt darin übereinstimmten, dass sie weder auf eine schlimme Kindheit noch auf mangelnde Empathie der Eltern noch auf ein negatives soziales Umfeld verweisen konnten. Erkennbar ist allerdings aus meiner therapeutischen Erfahrung, dass die Wahl des Priesterberufs Teil der o.g. Inszenierung sein kann. Ein Geistlicher meinte z.B., dass gerade dieser Beruf ihm einen passenden „Handlungsrahmen“ böte. Dies ist allerdings kein Spezifikum des Priesterberufs, sondern kann genauso bei der Wahl des Lehrerberufs oder des Berufs eines Gynäkologen im Hintergrund stehen. Ein anderer Geistlicher verwies darauf, dass er sich in der Kirche, die sich doch durch das Verzeihen auszeichnet, mit seiner Schwäche besonders gut aufgehoben wusste.

Aber nochmals, ich nenne hier nur Beispiele, die deutlich machen, dass eine Schematisierung oder irgend eine Eingrenzung nicht möglich ist.

*G. F.: Nach diesem beklemmenden Einblick in menschliche Abgründigkeit stellt sich die Frage: Gibt es überhaupt eine Möglichkeit der Therapie?*

**Dr. Peteler:** Grundsätzlich halte ich eine Therapie für möglich. Aber sie bedeutet einen äußerst anstrengenden Prozess, für den mindestens ein Zeitraum von fünf Jahren zu veranschlagen ist. Dieser Prozess bedeutet auch zwingend eine Einbeziehung der Bezugspersonen in die Therapie, die verstehen müssen, wie der Täter manipuliert. Klar ist auch, dass man einen solchen Menschen zunächst nicht mehr in der normalen



Seelsorge wird einsetzen können, wo er beständig mit Kindern zu tun hat. Dies wäre, wie wenn man jemanden, der gerne Schokolade isst, aber es etwa aus gesundheitlichen Gründen nicht darf, auf einen Schokoladenberg setzen würde. Andererseits muss es für den Täter weiterhin möglich sein, von irgendwoher seine Wertschätzung zu holen. Dies geht einerseits nicht ohne Leistung im Beruf, andererseits nicht ohne konsequente Gestaltung einer Beziehung. Hier gilt es m. E., zusammen mit den Bistümern Wege zu finden. Natürlich kann ich hier nur aus therapeutischer Sicht sprechen.

Einen m. E. hilfreichen Weg hat das Bistum Hildesheim eingeschlagen, das einen Priester, der übergreifend war und eine jahrelange Therapie mitgemacht hat, mit einer Aufgabe außerhalb der normalen Seelsorge betraut und zugleich zu einem ersten Ansprechpartner für Mitbrüder in vergleichbarer Lage ernannt hat.

Im Übrigen gilt: Der Opferschutz muss über allem stehen. Denn was bei sexueller Misshandlung an Kindern geschieht, ist nichts anderes als Seelenmord.

Dietmar Mieth

# Endlich lieben

## Unsere zerbrechlichen Beziehungen

---

Endlich lieben – das kann ein Ausdruck der Sehnsucht sein, endlich die Erfüllung zu finden, die das Durchdrungensein von Liebe und die Erfahrung des Geliebtseins gewähren. Ein Brunnen der Liebe, aus dem unendlich zu schöpfen wäre. Unendlich? In einem anderen Sinne bedeutet das „endlich lieben“ das Bewusstsein um die Einschränkung alles Irdischen im Allgemeinen und der Liebe in den Zeiten der Postmoderne im Besonderen. „Es gibt kein wahres Glück hienieden – auf Wiedersehn, ich war zufrieden,“ schrieb Friedrich Dürrenmatt in ein Gästebuch. Das gläserne Glück ist ein beliebter Topos der Dichter in der Beschreibung der Zerbrechlichkeit der Hoch-Zeiten unseres Lebens. Viele sammeln die Scherben ein, werfen sie weg oder kleben sie neu – die Risse fühlen sie dann.

## Früh von sich selbst erschöpft?

Von Endlichkeit ist unser Leben geprägt. Einen solchen Satz kann man mit Defätismus, Wehmut, Anklage, Bitterkeit oder frommer Ergebung aussprechen. Aber damit würde man die Chancen übersehen, die uns gerade die Grenzen unserer Lebenszeit und unserer Lebenshöhe ermöglichen. Man würde auch die Sache der „Endlichkeit“, d. h. das Wissen um Eingeschränktheit und Fehlerfähigkeit, insbesondere den älteren Menschen zuweisen, obwohl doch auch junge Menschen diese Erfahrung machen und sich an ihr reiben.

Dafür gibt es z. B. ein neues Wort im schnellen Wortwechsel unserer Zeit: „Quarter Life Crisis“. Die Überzwanzigjährigen seien, so heißt es, „früh von sich selbst

erschöpft“ (Lars Jensen). Der Sinn hinter den Dingen, die Frage, wie es weitergehen soll, die Empfindung, es sei überall das Gleiche, die Kurzlebigkeit des Spaßes in der Spaßgesellschaft, die paradoxe Festlegung durch die Überfülle des Angebotes auf die Gleichförmigkeit der eigenen Wünsche, zu denen man immer mehr in Abhängigkeit gerät oder aber auf den ständigen Wechsel der Wünsche, die Wiederkehr der Langeweile der Existenzneurotiker, die Angst vor den von anderen als Angebot ertüfelten Ansprüchen, z.B. der Ausbildungsmacher, zu versagen und durch das Sieb der Konkurrenzgesellschaft zu fallen, der Mangel an Reibung angesichts liberaler Eltern und Lehrer – das alles konzentriert sich in der widersprüchlichen Formel: Alles gilt, was gilt, und dass nicht alles gilt, was gilt, das gilt auch. Denn natürlich gilt nicht alles, man achtet z.B. auf seine Figur. Nietzsches Wort vom letzten Menschen lugt manchmal hervor: „Man hat sein Lüstchen für den Tag, man hat sein Lüstchen für die Nacht, aber man ehrt die Gesundheit.“

Dazu kommt die Überflutung durch Versprechungen, Ansagen, Reize und Bilder. Sie werden gesucht, aber auch verordnet. Bilder haben aber nichts Bleibendes, weil sie immer schneller laufen und einander verdrängen. Es ist wie mit zu vielem und zu schnellem Essen: Die Verdauung macht Probleme. Was man nicht verarbeiten kann, beschwert uns. Oder wir müssen alles außen vor lassen, nicht an uns und unser Inneres heranlassen. Weil es zudem soviel Wofür und Wogegen in dem endlosen Talking über Lebens- und andere Probleme gibt, zählt das „Wie“ mehr als das „Was“. Alle Probleme werden in Prozeduren gesteckt, von denen man eine Lösung erhofft, die bisher unbekannt ist, weil man auf bisherige Lösungen nicht zurückgreifen kann: Sie sind längst der psychologischen Mülltrennung zum Opfer gefallen, die alles entsorgt.

## Die Frage nach der Lebenskunst

Wer nicht so recht weiß, was er will, der weiß auch nicht, was er soll, sagt die Philo-

sophie der Lebenskunst. Darum nimmt die Lebensberatung auf philosophischer Basis (d.h. auf der Basis von Weisheitstraditionen) ebenso zu wie die Frage nach religiöser Lebenskunst (auf der Basis von sogenannter neuer Religiosität). In beidem geht es um meine unauswechselbare „Identität“, d.h. um die Hoffnung, aus der Konsistenz und Kontinuität meiner Biographie etwas über meinen authentischen Weg zu lernen. Was die Gesellschaft mir nicht garantiert, was die Institution, der ich angehöre, mir als ihrem Mitglied nicht mehr garantieren kann, muss ich aus mir selbst herausholen. Damit bin ich aber ganz schön beschäftigt, insbesondere mit mir selbst. Dies teile ich mit meinem Freundeskreis, in dem sich alles endlos bequasseln lässt, aber die Verbindlichkeit nur auf dem persönlichen Wohlgefallen beruht. Oder vielleicht doch nicht? Vielleicht ist Freundschaft eine Rettung, wo die Verbindlichkeit der Gemeinschaften abnimmt?

Die Liebe hat nicht nur ihre Zeit oder ihre Zeiten, die Zeiten bestimmen auch, was unter Liebe erfasst wird. „Liebe in den Zeiten der Cholera“ ist eine andere Liebe als Liebe in den Zeiten der Aidstests, Liebe in den Zeiten von Viagra, Liebe in den Zeiten der In-Vitro-Techniken, Liebe in den Zeiten der Bildüberflutung, Liebe in den Zeiten ohne rechtes Wofür und Wogegen – die Reihe der Zeitmerkmale ließe sich fortsetzen.

Und doch ist die Liebe für junge Menschen in vieler Hinsicht ganz konventionell. Ich habe junge Menschen, die auf der Suche nach ihrem sexuellen Selbst waren, die Fragen gestellt: Wollt ihr euch sexuell selbst verwirklichen? Oder wollt ihr ein erotisches Abenteuer, endlos erneuerbar zwischen zwei Menschen? Oder wollt ihr eine Familie gründen, heiraten und Kinder haben. Das ist doch keine Alternative, war die Antwort, das wollen wir alles. Nun „alles“ ist nicht einfach als Anhäufung von jedem zu haben. Die Bedingungen des Glückens sind nicht unter der Voraussetzung der Unendlichkeit und der Unerschöpflichkeit sondern unter der Voraussetzung der Endlichkeit gegeben. Manche postmoderne Philosophen verstehen Endlichkeit als „Kontingenz“ im Sinne

der Zufälligkeit. Damit ist gemeint: Nicht alles ist berechenbar, voraussehbar, machbar, einfach logisch im Ablauf. Man wird das nicht bestreiten können. Über die Ungerechtigkeit der Liebe ist viel geredet worden. Oder ist es nicht doch nur die Ungerechtigkeit des Angebotes? Liebe läuft nicht schlicht nach dem Gesetz der Tauschgerechtigkeit in der Wirtschaft ab. Die beiden Liebenden bilden kein Pareto-Optimum. (Das ist das Optimum, das zwei Tauschende erreichen, wenn jeder genügend vom Tauschgut des anderen bekommt.) Denn jeder, der abgibt, kann verlieren oder gewinnen. Und jeder, der nimmt, kann verlieren oder gewinnen. Dies hängt nicht von Tauschwerten ab, sondern von der Art der Begegnung, von ihrem erotischen und moralischen Tiefgang.

## Auf der Suche nach der Identität in der Liebe

Aber ist die Kontingenz, die Zufälligkeit, kein Hemmnis für die Liebe? Jedenfalls kein entscheidendes. Und so ist es auch mit der Endlichkeit unserer Zeit, mit unseren Einschränkungen und mit unserer Fehlerfähigkeit. Im endlichen Lieben sind sie auf eine lebenswürdige Weise geborgen. Kann man davon überzeugend reden in einer Zeit des Normenwandels, der Nivellierung der Ideale, der Gleichstellung aller Liebesverhältnisse, der Verspätung der Verbindlichkeit aufgrund der langen Mobilität zwischen sexueller Reife und dem ausgereiften Lebensmodell? Darauf lautet die Antwort: Andere Zeiten hatten andere, aber nicht geringere Probleme, andere Ängste, andere Rollenmuster, andere Formen der Unterdrückung und Gleichschaltung. Halt: Wo gebe es denn heute noch so etwas wie Unterdrückung oder Gleichschaltung? Nun, sie erscheint im Gewande bzw. in der Verkleidung der Originalität und Authentizität, die durch die Bewerbung von allem und jedem versprochen wird. In der Zeit der Individualisierung wird der „Typ“ prämiert, und der ist nun gerade nicht das unauswechselbare Individuum. Hat, wer einen „Typen hat“, etwas Unauswechselbares?

Ist die Annahme, die zwei Menschen sich zuteil werden lassen, eine unbedingt Unauswechselbare und damit eine Individuelle?

Wo liegt also die Weisheit der endlichen Liebe?

Milan Kundera lässt in seinem Roman „Die Identität“, der von der zerbrechlichen Liebe handelt, das Gefühl sprechen, das sich von der bloßen sachlichen Wahrnehmung ebenso unterscheidet wie von der bloßen Abfolge logischer Gedanken. Das Symbol, das er dafür benutzt, ist der Blick in das Auge des Anderen:

*„Das Auge: das Fenster der Seele; das Zentrum der Schönheit des Gesichts; der Punkt, in dem sich die Identität eines Individuums konzentriert; aber gleichzeitig ein Sehwerkzeug, das ständig gesäubert, befeuchtet, mit einer speziellen Flüssigkeit, mit einer Prise Salz gepflegt werden muss. Der Blick, das größte Wunder, das der Mensch besitzt, wird zum Säubern also regelmäßig von einer mechanischen Bewegung unterbrochen. Wie eine vom Scheibenwischer gereinigte Windschutzscheibe.“*

Kundera macht hier deutlich, dass der Blick, der sich auf den Menschen in seiner Ganzheit richtet und der im wechselseitigen Anschauen kulminiert – die Bibel spricht hier von der „Erkenntnis“ des anderen –, den Körper nicht auf seine Funktionalität und auf seine Gegebenheit als Organismus reduziert, sondern ihn als eine Erscheinung eines Wesens des anderen erfasst. Die Reaktion auf die organismischen Funktionen würde nämlich eher Abstand und Befremdung erzeugen, während der liebende Blick anders sieht: „in dem Scheibenwischer von Chantals (der Geliebten) Lid sah er den Flügel ihrer Seele, den Flügel, der zitterte, der panisch flatterte.“ Der Liebende sucht das Bild des anderen als Korrespondenz seines Selbstgefühls. Seine Körperlichkeit wird durch die Beziehung verwandelt: Sie ist nicht mehr eine Quersumme von nachfragefähigen Angeboten auf dem Markt der Eitelkeiten, sondern sie ist er/sie selbst. Vergeblich bemüht sich im Roman Kunderas die Werbung durch ihre Fachleute darum, diesen Blick nachzuahmen: „Worauf es ankommt“,

sagt der Fachmann, „ist, Bilder zu finden, die einen erotischen Reiz ausüben, ohne die Frustrationen zu verstärken.“ Das Ergebnis sind aber bloß „Maskenbilder der Jämmerlichkeit“. Der Gegensatz zwischen dem Versuch der Werbung, die Innerlichkeit des persönlichen Blickes äußerlich zu vergegenständlichen und damit ein Angebot zu machen, ein Versprechen, das nicht eingehalten werden kann und damit Frustration erzeugen muss, einerseits und dem Blick der Liebe, der durch die anatomische Äußerlichkeit hindurch hineinsehen kann, andererseits, kann nicht größer gedacht werden. Und die Liebe beginnt erst damit, dass die Entscheidung für die menschliche Seite fällt. Sie ist daran erkennbar, dass man den anderen mit dem einsehenden und ergänzenden Blick erfasst, dass man ihm so begegnet, statt dass er ein bloßes Mittel eines Konsum-Modus wird.

## Freiheit und Bindung

Liebe unterscheidet sich vom Modus des „Habens“. Aber wenn sie so frei ist, dass niemand an ihr der Besitzer sein kann, ist dann nicht gerade diese Freiheit, die sie zum „Austausch von Launen und Gelegenheiten“ (Botho Strauß) werden lässt? Der Liebende bei Kundera hat zu Recht „Angst“ vor der Sekunde, „in der mein Blick erlischt“. Oder gilt, was die Liebenden in ihrer Irrfahrt bei Kundera „lernen“, nämlich dass der Blick der Liebe einem „Vertrag“ entspricht, den „Gott selbst... uns auferlegt“ hat? Bei Kundera bleibt dies eine zögernde Frage, eine experimentelle Hypothese. Gibt es auf diese Frage eine Antwort?

Oder gilt die Antwort, die Tanja Blixen, bekannt durch den Roman und Film „Jenseits von Afrika“, in ihrer Streitschrift „Die moderne Ehe“ gegeben hat: „Die moderne Ehe ist zu einem Feigenblatt geworden, über das man ästhetisch streiten kann, das man aber moralisch als ein Nichts ansehen muss.“? Tanja Blixen meint das so: Alle sind doch einverstanden, „dass recht hat, wer liebt.“ Eine alte Liebe muss eben der neuen

weichen. Die Tatsache, dass Lieben uns als Menschen gut macht und zur Güte befähigt, erscheint als Rechtfertigung des Guten in der jeweils jüngsten Liebe – und man übersieht, dass die Frage des gelingenden Lebens auch eine Frage nach seiner Richtigkeit und Gerechtigkeit, nicht nur eine Frage nach (derzeit) guten Gefühlen ist.

Das ist die Frage nach dem Verhältnis von Eros und Ethos in der Liebe. Es ist eine ziemlich simple Sicht, wenn man meint, weil der Eros gut mache – im Fühlen, in der Bereitschaft zur Güte aus dem Liebesdrang – garantiere er auch das Richtige. Liebe ohne Gerechtigkeit ist blind, Gerechtigkeit ohne Liebe ist leer, so lautet meine These. Das Bild von der Blindheit zeigt, dass mein Auge auch eine Verantwortung dafür übernehmen muss, wie es sieht. Man kann lernen, den anderen im Guten zu sehen, auch wenn man – realistisch „gesehen“ – auch seine bedenklichen Eigenschaften und nicht nur seine guten kennenlernt. Was ich erotisch sehe, muss ich ethisch sehen lernen. Der Eros des Blickes, der mein Ethos zugunsten des anderen motiviert, wird zum Ethos des Blickes, der die erotischen Möglichkeiten erhält und verlängert. Endlos verlängert, wenn auch im Banne der Endlichkeit. Denn „endlich lieben“ heißt hier, ohne Ende lieben, wenn auch nicht ohne jene Verwandlung, als die der Apostel Paulus den Tod begreift (vgl. 1Kor 15,51). Von der Liebe heißt es ja auch, dass sie „bleibt“, dass von ihr nichts verloren geht. Als Jesus sagte, dass man im Himmel nicht verheiratet sei, widersprach er nur der Vorstellung der Pharisäer, die im Himmel mit einer Fortsetzung der Verhältnisse auf Erden rechneten.

Weil die Liebe also in diesem Sinne nicht „endlich“ ist, – wenn auch eingeschränkt durch unsere Fehlerfähigkeit, die zu unserer menschlichen Endlichkeit und zur Endlichkeit unserer Kultur gehört, – stellt die ethische Beratung eine Hilfe zur Verlebendigung des Eros dar. Wer in der Liebe sucht, dass sie dauert – und welcher ernsthaft Liebende würde dies nicht suchen? – der muss sich eine ethische Aufgabe stellen. Freilich lernt dabei auch das Ethos vom Eros. Dass ich

den anderen mit erotischer Aufwertung sehe, dass mein Blick in das Auge des anderen aus erotischen Gründen die Diskretion des Übersehens der empirischen Eigenheiten der Einheit aus Scheibenwischer, befeuchteter Scheibe und Tränensack hat – das habe ich schon aus dem erotischen Blick gelernt. Aber ich erfasse damit auch, dass diese Eigenheiten des Blickes mir eine Hilfe sind, in der Endlichkeit des Körpers die Unendlichkeit der Seele zu erblicken, ohne freilich diese von ihm zu trennen.

## **Selbstliebe, Vertrauen und Gerechtigkeit**

Diese Diskretion hat auch etwas mit meiner Identität zu tun. Denn „endlich lieben“ mit unendlicher Perspektive setzt auch voraus, dass meine Selbstliebe heil ist. Dafür gibt es eine Hilfe in der spirituellen Überzeugung, von Gott speziell geliebt zu sein. „Der liebt, der aus Gott die Liebe in sich schöpft.“ (Augustinus) Denn ich soll ja den anderen nicht so lieben, wie ich mich selbst hasse, sondern so, wie ich mich selbst liebe. Sonst so schlägt Augustinus vor, sollte mir kein Anderer anvertraut werden. In der unbedingten Annahme, die der Gläubige aus Glauben erfährt, liegen Kräfte des Vertrauens darin, den Blick der Liebe dauerhaft zu lernen. Vertrauen und Treue haben eine gemeinsame Wurzel. Der Schriftsteller Uwe Johnson stellt in seiner „Skizze eines Verunglückten“ dar, wie die Erfahrung der (jahrelangen und unerkannten) Untreue die eigene Biographie, wie sie sich als Erinnerung darstellt, aufhebt und in einen Abgrund stürzt. Wie Johnson dürfte kein Moraltheologe schreiben, aber der Moralismus der Erfahrung ist in den Worten der Dichter weiter vernehmbar.

Wer ethisch von der Liebe redet und damit Treue und Gerechtigkeit in sie einschließt, redet nicht unangemessen von den Gefühlen. Denn viele junge Menschen machen die unausweichliche Erfahrung, mit der sie anfangs, befangen in den Üblichkeiten unserer Tauschgesellschaft, nicht gerechnet ha-

ben, dass sie ethische Ansprüche stellen, wenn sie geborgen im Arm des Eros liegen wollen. Ihr Wollen ist zugleich ihr Fühlen. Wir wollen nämlich beurteilen, wie sich unser Fühlen für uns anfühlt. Dieses Fühlen des Fühlens ist durch moralisch relevante Erfahrungen unterlegt. Gefühle sind nicht – im Gegensatz zu der Welt, die uns die Werbung vormacht – eine Spontaneität, die aus dem Nichts kommt. Gewiss ist das Gefühl der unmittelbaren Anziehung aus dem Blick, aus der Kontraktion des Herzens und „aus dem Bauch heraus“, wie manche sagen, präsent geworden. Aber es trägt in sich unsere Hoffnungen, unsere Erfahrungen, unser gewachsenes Selbst, d.h. unsere Identität, die wir nicht verleugnen können (oder nicht verleugnen sollten). Dieses Fühlen trägt in sich auch die Selbstverpflichtungen, in welchen die spontane Güte des Eros verlängert werden kann. Wir sind verantwortlich für das, was wir uns vertraut gemacht haben (Saint-Exupéry). Dies gilt nicht pater- oder maternalistisch, gleichsam in der „Betreuung“ des anderen, sondern es gilt auch für uns selbst und unsere Geschichte, die wir mit uns selbst haben.

## **Die Erfahrung der Menschen ruft nach einer barmherzigen Moral**

Mancher wird hier einwenden, dass mein Blick auf die Wirklichkeit der Liebe und auf ihre Möglichkeiten etwas rosafarben ausfalle. In der Realität herrscht doch der Scheibenwischer und nicht der erotisch-ethische Lidschlag, um im Bild des Auges zu bleiben. Das wird man nicht bestreiten können, obwohl man sich auch fragen muss, warum in einer Zeit der leichteren Lösung so viele Menschen in ihren Ehen dauerhaft zusammenbleiben. Ich habe ja nicht ohne Grund von unseren Einschränkungen und unserer Fehlerfähigkeit gesprochen. Die Krisenzeiten der Liebe sind häufig genug besprochen worden, und sie erfüllen die Boulevard-Programme. Früher lebte man aus der großen Liebe auf dem Theater – heute ergötzt man sich am Seelenstrip. Der Beichtstuhl hat sich



zur TV-Röhre gewandelt. Darin spiegelt sich auch positiver Lernprozess, der heute – im Gegensatz zu früher – das Gespräch zwischen Eltern und erwachsenwerdenden Kindern erleichtert – nämlich das Eingestehen der Endlichkeit im Sinne unserer Eingeschränktheit und Fehlerfähigkeit. Am Ende einer Beziehung weiß man oft nicht, ob es Fehlentwicklungen oder Fehlentscheidungen waren, die sich summiert haben. Man weiß nur, dass die Endlichkeit hier zu einem Ende geführt hat. Dies zu verstehen ist menschlich, und neue Anfänge nicht zu untersagen ist barmherzig.

Von „endlich lieben“ habe ich gesprochen – mit unendlicher Perspektive. Ich habe unter der Perspektive der moralischen Identität gesprochen, und dabei habe ich Dichter zu Hilfe genommen. Diese Art indirekter Moraltheologie wird oft in der Kirche als ungenügend angesehen. Es sollten noch andere Worte vorkommen. Es sollten Handlungen beurteilt werden. Statt einer „soften“ Beziehungsethik sollte die kirchliche Hardware der Sexualethik proklamiert werden. Doch zu allen Zeiten haben die Moraltheologen Anknüpfung an die Erfahrung der Menschen gesucht. Sonst wäre, wie mein Lehrer Alfons Auer einmal gesagt hat, die kirchliche Moral einem Schiff auf dem Trockendock vergleichbar, das man dort voller Bewunderung besichtigen kann, das aber nicht mehr seiner Bestimmung entspricht: Menschen zu anderen Ufern zu bringen und ihnen unterwegs die Schönheiten der Reise ebenso zu zeigen wie die Richtung einzuhalten.

Manfred Belok

# Kooperative Pastoral

## Zauberwort oder pastoraler Paradigmenwechsel?

### Hinführung

Zauberwörter haben es in sich, denn sie sollen eine zumeist schier ausweglose Situation quasi mit einem einzigen Zauberspruch auflösen und aus aller Misere befreien. Ein Zauberwort in der Pastoral, das in fast allen deutschsprachigen Diözesen seit einiger Zeit schon und immer wieder neu in aller Munde ist, heißt: „Kooperative Pastoral“. Nicht, dass Pastoral und pastorales Tun bisher als ein kooperationsloses Handeln denkbar, geschweige denn begründbar gewesen wäre. Aber, z. Z. ist die Bereitschaft für die Suche nach neuen Wegen in der Pastoral, die Zukunft sichern helfen sollen, besonders groß.

Es geht dabei im Kern um die Frage der Sicherung der Pfarrseelsorge mit immer weniger Priestern. Die Kooperation aller hauptberuflich in der Seelsorge tätigen Priester, Diakone, Gemeinde- und Pastoralreferent(inn)en untereinander und mit den vielen engagierten Ehrenamtlichen ist dabei ein wichtiges Ziel zur Erreichung von Synergieeffekten und mehr Effizienz in der Pastoral. Andererseits: Kooperation ist lediglich eine Arbeitsform, die noch keine Auskunft darüber gibt, welche theologischen und pastoralen Leitvorstellungen der Pastoral- und Personal- Planung in den deutschsprachigen Bistümern zugrunde liegen, etwa zur Frage der künftigen Rolle der Kirche in unserer Gesellschaft angesichts des sich weiter verändernden soziokulturellen Kontextes der kirchlich-pastoralen Situation.

Wer sich eingehender über den aktuellen Stand einer kirchlich-pastoralen Situations-



bestimmung informieren will, sei auf die vom Verfasser herausgegebene Publikation „Zwischen Vision und Planung“<sup>1</sup> verwiesen, in der die Umbruchsituation der Katholischen Kirche in Deutschland am Beispiel unterschiedlicher Diözesen und ihrer pastoralen Konzepte vorgestellt und analysiert werden. Die fünf nordrhein-westfälischen (Erz-)Bistümer Aachen, Essen, Köln, Münster und Paderborn sowie die (Erz-)Bistümer Berlin, Fulda, Hamburg, Hildesheim und Osnabrück geben darin Auskunft über die Ziele und Inhalte, Fragen und Erfahrungen, die sie mit einer kooperativen und lebensweltorientierten Pastoral verbinden. Ergänzt wird die Publikation um den Beitrag des Herausgebers zur Gemeindeleitung im Bistum Limburg.

## 1. Die Frage nach der Zukunft der Pastoral

Die Hauptaufgabe der für Pastoral- und Personal-Planung Verantwortlichen in den deutschsprachigen Bistümern ist die Frage nach der Zukunft der Pastoral, auch wenn diese nicht einfach planbar ist.<sup>2</sup> Die verantwortlichen Entscheidungsträger (Bischof, Generalvikar, Pastoralamtsleiter, Personalchef, ...) und ihre Beratungsgremien (Priester-Diakonen-, Diözesanpastoralrat, die Vertretungen der Gemeinde- und der Pastoralreferent(inn)en) brauchen verlässliche Daten, brauchen Planungssicherheit, um begründete und somit verantwortbare Entscheidungen treffen und sie für die Betroffenen nachvollziehbar machen zu können. Nur so werden sich Betroffene zu Beteiligten und schließlich zu Mit-Träger(inn)en einer zukunftsorientierten Pastoral gewinnen lassen. Dabei ist vor Beginn, aber auch während des Beratungs- und Planungsprozesses immer wieder ein Vierfaches bewusst zu machen:

### 1.1 Die Umbruchssituation

Wir befinden uns gesellschaftlich und kirchlich in einer Umbruchssituation, in der sich die Voraussetzungen für pastorales

Handeln zunehmend verändern. Die tradierten Seelsorgeformen und Seelsorgestrukturen reichen nicht mehr aus, verändern sich. Unter den heutigen Bedingungen und Möglichkeiten von Mobilität etwa hat sich der geographische und soziale Lebensradius der Menschen so erweitert, dass bislang noch weitgehend zusammengehörende Lebens- und Pastoralräume zunehmend auseinanderfallen. Hinzu kommt, dass die Menschen immer öfter nach Gemeindeorten suchen, die mehr ihren Lebensrhythmen und -situationen entsprechen.<sup>3</sup>

### 1.2 Die Notwendigkeit permanenter Reflexion über die Ziele

In dieser Situation ist der Mut zu einer permanenten Reflexion über die Ziele erforderlich: Wie können wir uns die Zukunft der Pastoral vorstellen? Welche Ziele wollen wir anvisieren und für welche Schwerpunkte wollen wir uns entscheiden? Was sind künftig unsere Schwerpunkte, was unsere Leichtpunkte? Sind wir bereit, die aktuellen Problemanzeigen (z.B.: Priestermangel und knapper werdende Finanzen) zum Kairos für einen pastoralen Paradigmenwechsel werden zu lassen, der ausdrücklich die missionarische Perspektive<sup>4</sup> mit aufnimmt? Es wäre die Chance, von einer weithin immer noch vorherrschenden Erfassungs- und Versorgungspastoral zu einer hierzulande vernachlässigten und daher neu zu akzentuierenden Pastoral zu kommen: der Sammlung überzeugter und überzeugender Christ(inn)en, die bewusst miteinander Kirche sein wollen und die sich auch bewusst in den Dienst der missionarischen Sendung nehmen lassen, um Gottes Nähe in der Liturgie, in der Verkündigung, in der Diakonie ausdrücklich zu bezeugen, und zwar „um der Menschen willen“. Zu fragen ist auch: Welches Personal wollen wir für die dann einmal gefundenen Ziel- und Schwerpunktsetzungen gewinnen, qualifizieren und entsprechend einsetzen? Welcher Finanzrahmen steht zur Verfügung? Bei all dem gilt: „Wer nicht weiß, wo er hin will, landet bestimmt dort, wo er nie hin wollte!“

### 1.3 Unsicherheit, Trauer und Konflikte nicht überspringen oder ausblenden

Die Übergangssituation ist für die hauptberuflich Handelnden wie für die ehrenamtlich Engagierten verständlicherweise mit viel Unsicherheit verbunden und daher notwendigerweise auch konflikthaft, weil alte mit neuen Interessen kollidieren (können): Was von unserer bisher vertrauten Aufgabenvielfalt sollen wir aufgeben? Was an pastoralen Initiativen neu beginnen und neu in Angriff nehmen? Gewachsene Gewohnheiten und Erwartungen bilden einen Aufgabenkanon, der eher den vergehenden Voraussetzungen und Zielsetzungen entspricht (z.B. die Begleitung einzelner mit den Gnadenmitteln der Kirche) und doch nicht aufgegeben werden kann.

Andererseits: Neue Aufgaben kommen als neue Herausforderungen in den Blick („kommunikationspastorale Gelegenheitsstrukturen“, z.B. City-Pastoral), für die die Freiheit erst durch die Verweigerung gegenüber dem traditionellen Aufgabenkanon gewonnen werden kann.

## 2. Der wachsende pastorale Notstand: Vier Mängel-Wahrnehmungen

Die Frage nach der Zukunft der Pastoral ist für die meisten der für die Pastoral- und Personal- Planung Verantwortlichen nicht primär einem theologischen Impetus und Impuls entsprungen – dies wäre eher eine idealistische Sicht der Frageentwicklung –, sie ist vielmehr erwachsen aus der Wahrnehmung des wachsenden pastoralen Notstands, dem im wesentlichen *vier Ursachen* zugrunde liegen:

### 2.1 Personalmangel

Die Situation verschärft sich. Der „pastorale Notstand“, von dem bereits die Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland (1972–1975) sprach,

nimmt zu.<sup>5</sup> So wird in manchen Diözesen aufgrund der Entwicklung der Alterspyramide die Zahl der aktiven Priester (einschließlich Ordenspriester) in der Pfarrseelsorge in 10 bis 20 Jahren auf die Hälfte reduziert sein. Inzwischen stagniert auch die Zahl der Neuzugänge sowohl von hauptberuflichen Pastoralen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern als auch die der Ehrenamtlichen. Es rächt sich zunehmend, dass der Priester-mangel bzw. Weihemangel<sup>6</sup> bisher nicht als Herausforderung und Chance zu neuem und alternativen Denken in der Zugangsfrage zu den kirchlichen Dienst-Ämtern angenommen worden ist.

### 2.2 Finanzmangel

Zum anderen erscheint angesichts der seit Jahren bereits wahrnehmbaren anhaltend rückläufigen Entwicklung des Steueraufkommens die finanzielle Sicherstellung des breit gefächerten und bislang rege nachgefragten Angebotes der anerkannt qualifizierten Dienstleistungen in kirchlicher Trägerschaft (Kindergärten, Schulen, Krankenhäuser, Alten- und Pflegeheime, Beratungsdienste usw.) auf Zukunft hin fraglich, insbesondere angesichts der hohen Personal- und Verwaltungskosten.

### 2.3 Gläubigenmangel

Zur Personal- und Finanznot hinzu kommt der Mitgliederschwund: Der Mangel an überzeugten und überzeugenden Christinnen und Christen führt dazu, dass viele Gemeinden zahlenmäßig kleiner werden und in absehbarer Zukunft somit nicht mehr als selbständige Gemeinde bestehen können.

### 2.4 Bedeutungsschwund

Die beiden großen christlichen Kirche(n) in Deutschland haben an Bedeutung in der Gesellschaft verloren. Ihr Einfluss auf gesell-

schaftliche und politische Entscheidungsprozesse ist zurückgegangen. Zwar werden sie noch gehört und bisweilen auch ausdrücklich um ihr Wort gebeten – man denke an ihre Beteiligung im Ethikrat der Bundesregierung zu Fragen der Gentechnik, an das „Sozialwort“ der Kirchen, an die Diskussion um den Verbleib im staatlichen System der gesetzlichen Schwangerschaftskonfliktberatung usw. –, aber ihre Vorschläge und Maßgaben bleiben gesellschaftspolitisch weitgehend wirkungslos. In der medialen Wahrnehmung rangieren sie zumeist hinter den Wirtschafts- und Politiknachrichten, oft sogar noch hinter den Sportnachrichten.

### **3. Nicht den Mangel verwalten, sondern die Zukunft gestalten!**

Eine Mängelverwaltung (durchaus theologisch motiviert) mit dem vorrangigen Ziel, die Überlebens- und Zukunftsfähigkeit der Kirche und ihrer bisherigen pastoralen Angebotsstruktur durch clevere Effizienzsteigerung im Einsatz der (noch) vorhandenen Personen und Mittel auch künftig sicherstellen zu wollen, greift zu kurz. „Nicht den Mangel verwalten, sondern die Zukunft gestalten!“ muss die Devise lauten. Die Suche nach neuen Formen seelsorglichen Handelns im Rahmen einer kooperativen und lebensweltorientierten Pastoral ist nicht vorwiegend, und schon gar nicht ausschließlich, als eine rein strukturelle und organisatorische Maßnahme anzugehen, sondern ist zuallererst, in Orientierung am Evangelium, als Herausforderung zu einer theologischen Vergewisserung auf Ziel und Sinn der Kirche und auf ihren missionarischen Wirkauftrag in den differenzierten Lebens- und Handlungsräumen der heutigen Welt zuzulassen. So darf bei allen Überlegungen zur Errichtung neuer „Pastoraler Räume“ nicht die Frage nach der pastoralen Grundversorgung der einzelnen Pfarrgemeinde das alleinige oder gar das Hauptmotiv sein. Es geht vielmehr darum, die als notwendig erkannte und inzwischen in allen deutschsprachigen Bistümern in unterschiedlichen Stadien

befindliche Pastoral- und Personalplanung als Kairos zu verstehen und sie zu einem missionarischen Aufbruch zu nutzen.

Welche *Konsequenzen* sind angesichts der veränderten Situation zu ziehen?

#### *3.1 SEHEN, was ist*

Es gilt, mit allen Betroffenen und Beteiligten eine Bestandsaufnahme vorzunehmen, und zwar nüchtern und realitätsbezogen, unter jeglichem Verzicht auf Schuldzuweisungen und mit der Fähigkeit zur Trauerarbeit.

#### *3.2 (BE-)URTEILEN dessen, was gesehen ist*

Es gilt, die Krise als Entscheidungssituation wahrnehmen. Das Wort „Krise“ kommt vom griechischen Wort „krinein“ und meint „unterscheiden“, „entscheiden“. Vieles, was tradiert wird und bisher selbstverständlich war oder zumindest selbstverständlich schien, hat heute seine Plausibilität eingebüßt. Vertrautes ist fragwürdig geworden oder sogar verloren gegangen. Wir müssen uns daher fragen, was Gott uns *heute* damit sagen will? Was will Gott, der der Herr der Geschichte ist, von und mit uns heute und morgen? Diese Umbruchsituation ist, bei aller verstehbaren und nachvollziehbaren Verunsicherung, vor allem aber auch eine Chance, die als Lernchance zur Neu-Positionierung be- und ergriffen werden sollte zur Klärung der Frage: Wer wollen wir als Christinnen und Christen in Zukunft sein: für uns und für andere?

#### *3.3 HANDELN, entsprechend den Schlussfolgerungen*

Es gilt, themenbezogene Handlungsperspektiven aufzeigen:

- Im Hinblick auf die *Ziele*: Welche Pastoral wollen wir?
  - (1) Wie kann/soll/muss eine Pastoral heute aussehen, die auf die gesellschaftlichen Herausforderungen evangeliums-

gemäß, menschengerecht und zeitnah zu antworten vermag?

- (2) Wie kann es gelingen, die Menschen, die von der umfassenden Differenzierung und Pluralisierung aller Lebensbereiche sowie von zahlreichen Kontinuitätsbrüchen in ihrem Leben betroffen sind, so anzusprechen, dass sie die Kirche mit ihrem christlichen Lebenswissen als eine verlässliche Heimat in den Verheißungen des Glaubens und den Sehnsüchten des Lebens erfahren?
- Im Hinblick auf die *Strukturen*: Welche Rahmenbedingungen brauchen wir hierfür?  
Wie kann dabei eine Seelsorge „mit Namen und Gesicht“, face-to-face-Kontakt und Beheimatung in einem überschaubaren Pastoralen Raum gewährleistet werden?
- Und im Hinblick auf die *Personen*: Welche haben wir? / Welche brauchen wir? / Mit welchen beschenkt uns Gott?  
Hierfür müssen Betroffene zu Beteiligten werden und miteinander
  - (1) *kommunizieren*, d. h. miteinander Visions- und Zielvereinbarungen treffen,
  - (2) die Aufgaben *koordinieren*, d. h. Ziele, Aufgaben, Projekte aufeinander abstimmen und
  - (3) *kooperieren*, d. h. die miteinander vereinbarten Absprachen verbindlich umsetzen.

#### 4. Fragen und Anregungen an die Pastoralpläne bundesdeutscher Diözesen

Angesichts der Ungleichzeitigkeit der Entwicklung im Umstrukturierungsprozess der Gemeindegeseelsorge in den 27 Diözesen der Bundesrepublik Deutschland bedarf es einer – ohne einem Einheitspostulat das Wort reden zu wollen, das die regional unterschiedlichen pastoralen Wirklichkeiten negiert – bundesweiten Vergewisserung über gemeinsame Grundlinien und eine verbindende Perspektive für die verschiedenen Modelle kooperativer Pastoral. Daher seien abschließend Gedanken, Fragen und Anregungen

angeführt, eher assoziativ und stichwortartig, die als Grund-Prinzipien für Verantwortliche der Pastoral- und Personal – Planung im weiteren Planungsprozess in den Blick kommen bzw. bleiben sollten:

##### 4.1 *Planungsentscheidungen, die zu treffen sind im Hinblick auf den PLANUNGS – WEG*

Als Voraussetzung aller strukturellen Planungen ist eine theologische Grundlegung erforderlich, die den ekklesiologischen Zusammenhang und die sakramentale Dimension der kirchlichen Gemeinde zu Bewusstsein bringt und eine überzeugende pastorale Vision für die Zukunft erschließt.

Folglich gilt es, als erstes Grundprinzip für die Planung zu beachten:

- (1) *Keine ent-theologisierte Planung*
  - Theologie *im vorhinein* versus Theologie *im nachhinein*
  - Das Leben und Glauben der Menschen vor uns ist mit in den Blick zu nehmen, das christlich-kirchliche Erbe, die historisch gewachsene Identität muss erkennbar bleiben.
- (2) *Leitbildprozess als Vergewisserungsprozess an den Anfang stellen*
  - Welche explizite Ekklesiologie soll unserem Denken und Planen, unseren Zielvorgaben Perspektive geben, z. B.: die Verbindung der Ziele von Sammlung (Stärkung des Glaubens und des sakramentalen Lebens sowie der diakonischen Verantwortung und Glaubensbewährung) und Sendung der Kirche (missionarische Verkündigung, Dialog und Begegnung mit der Welt)?
  - Wer wollen wir für uns und andere sein/werden: Was ist unsere corporate identity? Sind wir bereit, auch in Zukunft auf jeden Fall „Kirche für alle (propter homines)!“ zu sein, auch wenn wir uns davon verabschieden müssen, Kirche mit allen sein zu können?
  - Theologie als kritische Instanz ist über Feedbackschleifen abzusichern (Beirat einsetzen)

Als zweites ist zu beachten:

- (1) Im *Zielfindungsprozess* müssen die im Bistum auf der Leitungsebene Verantwortlichen ihre inhaltlichen *Zielvorstellungen* und *Interessen* benennen, offen legen und zur Diskussion stellen. Will die Bistumsleitung z. B. vornehmlich Volkskirche / flächendeckende Seelsorge aufrechterhalten? Will sie eine Ausweitung der Gemeindeseelsorge in eine größere Region hinein, auch zum Zweck der Entlastung vor Ort (dazu gehören ja die Bemühungen um eine Kooperation von Gemeinden, etwa in Gestalt von „Seelsorgeeinheiten“, von „Pastoralen Räumen“, von Pfarr(ein)gemeinschaften“, von „Pastoralverbänden“ usw.)?
- (2) *Ergebnisoffenheit zulassen / wollen*
  - Planung soll Unterbrechungen im Sinne von „heilsamen Irritationen“ einplanen, d. h. dem *sensus fidelium* trauen.
  - Rechnen wir noch mit der Möglichkeit einer Unterbrechung unserer Planung durch das Geheimnis Gottes?
  - Was will Gott von und mit mir, von und mit uns im jeweiligen „Pastoralen Raum“?
- (3) *Partizipation und Feedback*
  - Kein „Verordnen“ von oben nach unten, vielmehr Betroffene zu Beteiligten machen, mit dem Ziel der Konsensfindung. Denn eine Kirche, die sich als Gottesvolk auf dem Weg versteht, gleichzeitig aber monarchisch und zentralistisch geleitet wird, handelt nicht entsprechend ihrem Selbstverständnis. Eine Kirche, die sich als „*communio*“ versteht, aber nur einseitig von oben nach unten entscheidet, wäre unglaubwürdig, d. h.:
  - Der Inhalt (*Communio*-Theologie) muss mit der Methode (Weg-Gemeinschaft) korrespondieren.
- (4) *Zeitvorgabe für den Planungs- und Entscheidungsfindungsprozess*
  - Wie lange darf / kann / soll der Prozess dauern?
- (5) *Bereitstellen von Unterstützungsdiensten*

- Gemeindeberatung, Supervision, Aus- und Fortbildung, Geistliche Begleitung zur prozessorientierten Implementierung von Umstrukturierungszielen und -inhalten.

#### 4.2 *Planungsentscheidungen, die zu treffen sind im Hinblick auf die PASTORAL - KONZEPT - ENTWICKLUNG*

- (1) *Kirche „um der Menschen willen“*
  - Was brauchen die Menschen in dieser Welt von der Kirche heute? In der Sprache der Marktwirtschaft gefragt: Kennen wir unsere Kundinnen und Kunden?
  - „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch die Freude und Hoffnung, Trauer und Angst“ der Seelsorger(inn)en Jesu Christi („*Gaudium et spes*“).
- (2) *Sendung versus Versorgung*
  - Das Zeugnis der Kirche geht über die Bedürfnisse und Bedürfnisbefriedigung, d. h. der reinen Angebots- und Nachfrageorientierung der Menschen hinaus. Daher ist zu fragen: Kennen wir unsere eigene Kunde, die auch Gottes Interessen gegen unsere sein kann? Wo hat Kirche sich zu verausgaben? (Sozialpastoral?)
  - Ist die Identitätsbestimmung der Kirche mit der Bereitschaft zu einer Inkaufnahme der Revision der eigenen Planung verbunden?

#### 4.3 *Planungsentscheidungen, die zu treffen sind im Hinblick auf die PASTORAL - STRUKTUR - ENTWICKLUNG*

- (1) *Errichtung neuer Seelsorgestrukturen / Seelsorgeeinheiten*
  - Ziel des Umstrukturierungsprozesses ist: Der Lebensraum der Menschen soll auch der Pastorale Raum werden.



- Zu klären ist: Wodurch wird ein „Lebensraum“ definiert? Wer ist an der Festlegung der territorialen Größe und Umschreibung des Pastoralen Raumes zu beteiligen?
  - Wie kann Kirche präsent sein in den Lebensräumen der Menschen? Wie kann im größeren Pastoralen Raum auch personell sichergestellt werden, dass Seelsorge als ein „face to face“-Geschehen, als Seelsorge „mit Namen und Gesicht“ erfahrbar bleibt?
  - Welche unterschiedliche „Glaubensorte“ (geistliche Kristallisationspunkte, Kommunikations- und Begegnungsstätten) sind nötig und möglich, in denen „Nachfrage- und Erlebensbedürfnisse“ von Getauften und Glaubenssympathisant(inn)en aufgenommen und ihnen entsprochen werden kann?
- (2) *Prinzipielle Ortsgebundenheit von Kirche nicht aufgeben*
- Kirche etabliert sich in kleinen soziologisch überschaubaren Einheiten (Hauskirchen von Korinth mit ca. 40–50 Personen)
  - Adressatenorientierung nicht nur auf mobile Leute ausrichten. Wo bleiben die Kranken, die Armen, die Schwachen, die Benachteiligten?
  - Die Pfarrgemeinde ist eine Gemeinschaft von Gemeinschaften akzeptierender Verschiedenheit. Es darf keine angeordnete Auflösung von Gemeinden geben.
- (3) *Kirche als Vernetzungsprojekt*
- Eine Gemeinde kann und braucht nicht alles tun, aber Gemeinden können sich zu einem Verbund untereinander verbinden und einander ergänzen. Zu fragen ist:
  - Wie lassen sich andere Träger christlich-kirchlichen Lebens (Ordenshäuser, Geistliche Gemeinschaften, spirituelle Zentren, die Ehe-, Familien-, Lebensberatung, Caritaseinrichtungen die Schwangerenkonfliktberatung, kirchliche Krankenhäuser, Schulen, Vereine und Verbände usw.) in den neuen Pastoralen Raum einbeziehen?
  - Welche „Profilbildung“ in den Gemeinden einer überschaubaren Region (Seelsorgeeinheit) mit Ausrichtung auf eine „Zentralkirche“ / „Mittelpunktkirche“ ist anzustreben, deren Präsenz auf kleinere Gemeinden ausstrahlt und diese miteinander vernetzt?
- 4.4 *Planungsentscheidungen, die zu treffen sind im Hinblick auf die PASTORAL – PERSONAL – ENTWICKLUNG*
- (1) *Was brauchen die neuen Seelsorgeeinheiten an Personal?*
- Wie kann die Verteilung des vorhandenen Personals auf dem Territorium des Bistums (ausgeblendet werden hier die Ehrenamtlichen: sie sind eine nur schwer kalkulierbare Einsatzgröße) im Sinne einer Bedarfs- und Verteilungsgerechtigkeit gewährleistet werden?
- (2) *Wie kann Leitung (in) der neuen Seelsorgeeinheit sichergestellt werden?*
- Wie sieht eine ekklesiologisch verantwortete Gemeindeleitung aus?
  - Muss Gemeindeleitung und Eucharistievorsitz prinzipiell miteinander gekoppelt sein?
  - Wie kann „Gemeindeleitung in Kooperation“ aussehen?
  - Welche Leitungsformen und -stile gibt es / haben sich bewährt?
- (3) *Ermöglichung von Kooperation in der neuen Seelsorgeeinheit*
- Strukturelle Veränderungen im Blick auf eine kooperative Pastoral setzen vor allem kooperationsbereite und kooperationsfähige Mitarbeiter(inn)en voraus.
  - Ziel: zielgerichtete und effektive, qualifizierte und spirituell motivierte Zusammenarbeit aller hauptberuflich und ehrenamtlich tätigen Personen und Gremien im jeweiligen Pastoralen Raum.



- Fragen:
  - Welche Möglichkeiten der Zusammenarbeit sind anzustreben von geweihten und nichtgeweihten Seelsorger(inn)en und von Hauptberuflichen und Ehrenamtlichen?
  - Welche Berufsrollenklarheit braucht es für die Wahrnehmung von Leitung, die Klärung delegierter, eigenverantwortlicher Zuständigkeiten und für das Treffen verbindlicher Absprachen im neuen Pastoralen Raum?
  - Was ist an Organisationsform / Kommunikationsebenen / Informationswegen zwischen den Hauptberuflichen und Ehrenamtlichen sowie den Gremien der Pfarreien vorhanden bzw. zu entwickeln?
  - Was braucht es an Personalentwicklungsmaßnahmen (Aus- und Fortbildung, Einzel- und Teamsupervision, Geistliche Begleitung), um die kooperationsbereiten hauptberuflich und ehrenamtlich in der Seelsorge Tätigen für die neuen Herausforderungen zu qualifizieren?

## 5. Konkretion: Die Beschränkung auf *eine* Eucharistiefeier am Sonntag

Aus der Fülle möglicher Beispiele, an denen die Frage nach den theologisch motivierten Zielen, den für ihre Umsetzung notwendigen Strukturen und Rahmenbedingungen sowie den konkreten Arbeitsformen des hauptberuflichen und ehrenamtlichen Seelsorge-Personals erläutert werden kann, sei die oft quälende Frage der notwendigen Messreduzierungen herausgegriffen.

Wo Gemeinden in neu errichteten Seelsorgeeinheiten eine verbindliche Kooperation unter gleichberechtigten Partnern im gemeinsamen neuen Pastoralen Raum anstreben, stellt sich zumeist als erstes die Frage nach der Neuordnung der Gottesdienstzeiten in den Einzelgemeinden des neuen Verbundes. Der Priestermangel kann

hierbei auch als Chance begriffen werden, von den vielen Messen am Sonntag weg zu kommen, die eher ein individualistisches Heilsverständnis – jede/r sucht sich die ihm bzw. ihr gut gelegene Gottesdienstzeit aus – als dass es ein Volk-Gottes-Bewusstsein fördert, wie wir es in ausgeprägter Form vom Judentum her kennen. Anzuknüpfen wäre in unserem Kontext an die Theologie und Praxis, wie sie in der Ostkirche lebt: Dort gibt es am Sonntag eine einzige Eucharistiefeier: die memoria passionis et resurrectionis am Herrentag, sie ist das Gemeinde bildende und konstitutive Moment.

Einen entschiedenen Versuch in diese Richtung – und meines Wissens der bisher einzige im deutschsprachigen Raum – hat Bischof Homeyer im Bistum Hildesheim unternommen. Ihm ist wichtig, dass die Eucharistiefeier am Herrentag nicht durch eine Wort-Gottes-Feier ersetzt, oder durch eine vielerorts üblich gewordene „Wort-Gottes-Feier mit Kommunionfeier“ gar mit der Eucharistiefeier verwechselt wird. In seinem Hirtenwort zur österlichen Bußzeit 2000 „Eucharistiegemeinde am Sonntag“<sup>7</sup> schreibt er:

„Die Eucharistie hat am Sonntag den Vorrang vor jedem anderen Gottesdienst, die Wort-Gottes-Feiern sind keine Alternative und müssen um so mehr als eigenständige Formen entfaltet werden. Darum sehe ich mich als Bischof verpflichtet, folgende Praxis für unser Bistum als *verbindliche* Richtungsnahe zu erklären:

An jedem Sonntag soll in jeder Pfarrkirche und, wo es angemessen erscheint, in Filialkirchen *eine* Eucharistiefeier (einschließlich der Vorabendmesse) stattfinden („*Bemüht euch, nur eine Eucharistie zu feiern*“ Bischof Ignatius, Antiochien). Nur wenn die Zahl der Gottesdienstteilnehmer es als notwendig erscheinen lässt, kann eine zweite Eucharistiefeier stattfinden. Auch wenn diese Ordnung im Blick auf manche Kirchen, vor allem auf die Zentralkirchen in den Großstädten, in begründeten Ausnahmen durchbrochen werden muß, bleibt wesentlich: Es soll die *eine* Eucharistiefeier als die *eine Feier* der Gemeinde geben, sie ist Zentrum und Wur-

zel der *einen* Gemeinde. Diese Einheit soll bezeugt werden, und sie darf nicht durch eine Angebotskultur in vielen Messen aufgespalten werden.

Wort-Gottes-Feiern – also ohne Kommunionfeier – sollen vorrangig als Bereicherung des liturgischen Lebens – aber eben nicht als Ersatz für die Eucharistiefeier – regelmäßig gefeiert werden, insbesondere an den Sonntagen der Advents- und der Bußzeit, an Hochfesten und bei besonderen Anlässen.

Sollte an einem Sonntag in einer Gemeinde keine Eucharistiefeier stattfinden können, weil der Pfarrer plötzlich erkrankt und kein anderer Priester erreichbar ist, soll eine Wort-Gottes-Feier in eigenständiger Form stattfinden, aber ohne Kommunionfeier.

Es ist natürlich genau zu überlegen, wie der liturgische Reichtum unserer Gemeinden gewahrt, entfaltet oder erneuert werden kann; das gilt für die wertvollen Traditionen von Kindermessen wie für Jugendgottesdienste und thematische Feiern. Die Sensibilität für unser gemeindliches Leben hat eine solche differenzierte Gottesdienstkultur gefördert. Kann diese Gottesdienstkultur nicht auch neu geordnet werden, ohne daß ihr Reichtum verloren geht? Dafür ist gewiss ein Zeitraum von 3 Jahren erforderlich. Dann aber – also in der Bußzeit des Jahres 2003 – gilt diese Regelung als verbindlich.<sup>48</sup>

Es bleibt spannend abzuwarten, ob und wie die Gemeinden und ihre hauptberuflichen MitarbeiterInnen im Bistum Hildesheim – und darüber hinaus – diese theologisch gut begründete Richtungsangabe umzusetzen bereit sind.

## Schluss

Die Frage, ob „Kooperative Pastoral“ nur ein neues Zauberwort ist, das gut klingt, aber letztlich nichts verändern und an Neuem bewirken wird, oder ob es einen Kairos für einen Paradigmenwechsel in der Pastoral anzeigt, hängt im wesentlichen davon ab, ob die Suche nach neuen Formen seelsorgli-

chen Handelns im Rahmen einer kooperativen Pastoral nicht vorwiegend, und schon gar nicht ausschließlich, als eine rein strukturelle und organisatorische Maßnahme angegangen wird, sondern zuallererst, in Orientierung am Evangelium, als Herausforderung zu einer theologischen Vergewisserung mit neuen Zielsetzungen angenommen wird und als „gefährlich-befreiende Erinnerung“ (Johann Baptist Metz) auf Ziel und Sinn der Kirche und auf ihren missionarischen Wirkauftrag in den differenzierten Lebens- und Handlungsräumen der heutigen Welt zugelassen wird. So darf bei allen Überlegungen zur Errichtung neuer Pastoraler Räume nicht die Frage nach der pastoralen Grundversorgung der einzelnen Pfarrgemeinde das alleinige oder gar das Hauptmotiv sein. Es geht vielmehr darum, die als notwendig erkannte und inzwischen in allen deutschsprachigen Bistümern in unterschiedlichen Stadien befindliche Pastoral- und Personalplanung als Kairos zu verstehen und sie zu einem missionarischen Aufbruch zu nutzen. Mission, missionarische Präsenz des Evangeliums, ist – wie *Communio* – ein Grundwort zur Beschreibung der Realität und vor allem des Auftrags der Kirche, ihr wichtigster Existenz- und Legitimationsgrund: Sammlung und Sendung, *Communio* und *Missio*, sind die zwei Seiten der einen Medaille. Einen missionarischen Aufbruch zu initiieren heißt, in der Weise missionarisch Kirche sein zu wollen, dass unter den Bedingungen einer sich permanent verändernden Welt eine neue Begegnung der Menschen hierzulande mit dem Evangelium ermöglicht wird und die pastoralen Zielsetzungen und personellen Voraussetzungen hierfür bedacht werden. So gilt es etwa neu durchzubuchstabieren, wie und wo das Evangelium zum einen über das Lebenszeugnis überzeugter und überzeugender Christ(inn)en Menschen heute erreichen kann. Hierfür bedarf es einer „Sprachschule des Glaubens“, die Auskunfts- und Sprachfähigkeit vermittelt, jedermann und jederfrau jederzeit Rede und Antwort zu stehen, die nach der Hoffnung fragen, die uns erfüllt (vgl. 1 Petr 3,15). Und es gilt zum anderen zu

fragen, wie kann der Glaube, über „Biotope des Glaubens“, über vom Glauben geprägte Lebensräume und Lebenszusammenhänge, auch für andere Menschen zu Orten der Begegnung mit Jesus Christus und seinem Evangelium werden? Die missionarische Dimension muss daher eine durchlaufende Perspektive in allen Planungsüberlegungen sein.

### Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Vgl. Manfred Belok (Hg.): Zwischen Vision und Planung. Auf dem Weg zu einer kooperativen und lebensweltorientierten Pastoral. Ansätze und Erfahrungen aus 11 Bistümern in Deutschland. Paderborn 2002.
- <sup>2</sup> Vgl. Bernd Jochen Hilberath / Bernhard Nitsche (Hg.): Ist Kirche planbar? Organisationsentwicklung und Theologie in Interaktion. Mainz 2002.
- <sup>3</sup> Vgl. Franz-Peter Tebartz-van Elst: Pastorale Lebensräume in mobiler Gesellschaft. Perspektiven in der Neustrukturierung der Seelsorge im Bistum Münster, in: Manfred Belok (Hg.): Zwischen Vision und Planung, 111-145.
- <sup>4</sup> Vgl. „Zeit zur Aussaat. Missionarisch Kirche sein“, hg. v. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn 2000 sowie „Auf der Spur.“. Berichte und Beispiele missionarischer Seelsorge, Arbeitshilfen 159, hg. v. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn 2001.
- <sup>5</sup> Vgl. Ottmar Fuchs / Norbert Greinacher / Leo Karrer / Norbert Mette / Hermann Steinkamp: Der pastorale Notstand. Notwendige Reformen für eine zukunftsfähige Kirche. Düsseldorf 1992.
- <sup>6</sup> Vgl. Dieter Emeis: Leben mit Weihemangel (I), in: Anzeiger für die Seelsorge 109 (2000), 51-59.
- <sup>7</sup> Vgl. Hirtenwort des Bischofs von Hildesheim zur österlichen Bußzeit „Eucharistiegemeinde am Sonntag“ vom 10.03.2000, in: Manfred Belok (Hg.): Zwischen Vision und Planung, 279-289.
- <sup>8</sup> Ebd., 288f.

Christoph Baumgart

## „Mit dir überspring' ich Mauern“ (Ps 18,30)

### Glaubensnacht der Jugend im Bistum Osnabrück

*Dieses Zitat aus einem sehr alten Gebet steht über der 1. Glaubensnacht der Jugend im Bistum Osnabrück.*

*Hinter diesem Satz steht eine Menge an Erfahrungen. Menschen haben in ihrem Leben gemerkt: Mit anderen kannst du die Dinge im Leben viel besser meistern, mit Freunden und mit Gott.*

*Wie ist deine Meinung dazu? Wie läuft dein Leben? Wie gehst du mit Schwierigkeiten um? Was hilft dir, die Lust am Leben nicht zu verlieren? Kannst du auf Menschen zählen, hilft dir dein Glaube, dein Gott? In der Glaubensnacht von Lage möchten wir dich einladen, darüber nachzudenken, zu beten und auch kreativ zu werden. Darum gibt es gemeinsame Gebetszeiten, Zeiten für Begegnungen und Zeiten für dich allein. So wie du es brauchst...*

*Wir, das ist eine große Runde von Engagierten in der Jugendarbeit, laden dich zu dieser Nacht ein. Zusammen werden wir auch das 700 Jahre alte Kreuz von Lage tragen.*

*Wir hoffen, mit Dir!?*

*Wer? Jugendliche ab 16 Jahren!“*

Dieser Einladung folgten im Juni 2002 fast 170 Personen, Jugendliche und junge Erwachsene aus dem ganzen Bistum Osnabrück. Viele von ihnen hatten sich einzeln oder in kleinen Gruppen angemeldet. Die meisten waren um die 20.

Glaubensnacht der Jugend, hinter dieser Idee stand ein Netz von verschiedenen Hauptamtlichen, die in der Jugendarbeit tätig sind. Unter der Leitung des Diözesanjugendamtes organisierten Laien und Priester, Männer und Frauen aus der Berufungspastoral (PWB), der Landjugend (KLJB), dem Jungkolping, aus Bildungshäusern, Dekanatsstellen für Jugendarbeit und Gemeinden, gemeinsam diese Nacht.

Die guten Erfahrungen mit dem Weltjugendtreffen in Rom im Jahr 2000, ein Anstoß von Bischof Bode und eine Konferenz, all das ließ im Gespräch die Idee entstehen, nicht nur zu solchen Events zu fahren, sondern vor Ort eine ähnliche Begegnung zu ermöglichen. Sehr schnell wurde deutlich, dass man eine solche Veranstaltung nicht eigentlich organisieren kann, sondern dass wir uns an dem schon vorhandenen geistlichen Ort einmal neu und anders nähern könnten: Lage.

## **Kloster Lage und das alte Kreuz**

Im Norden von Osnabrück liegt ein uralter Ort: Die Kommende Lage. Im Mittelalter hat das Kloster eine besondere Form der Wallfahrt hervorgebracht, die bis heute, fast 700 Jahre, Bestand hat: Die sogenannte Kreuztracht zu Lage. 355 cm hoch, 155 cm breit, 150 kg schwer, das sind die äußeren Daten einer lebendigen Volksfrömmigkeit. In der Pfarrkirche hängt in einer Seitenkapelle ein altes Kreuz aus dem 13. Jh. Dieses Kreuz, das die Christen der näheren und ferneren Umgebung in besonderen Notzeiten, z. B., wenn jemand schwer krank ist, an einer Kurbel herunter lassen können und unter Gebet und Gesang um die Pfarrkirche tragen, sollte den Mittelpunkt diese Nacht bilden. Das Kreuz und diese fast exotisch wirkende Tradition stehen für die Fremdheit und den breiten Graben, der heute viele Jugendliche vom Glauben der Kirche scheinbar trennt. Aber es steht auch für den Kern des Glaubens und die uralte Frage nach dem Leid. Diese beiden Pole einmal neu zusammen zu bringen und die äußere und innere

Distanz zwischen Jugendlichen und ihrer Frage nach dem Leid und das Kreuz mit der Person Jesu zu überbrücken, das war das hohe Ziel, das wir uns für diese Nacht gesteckt hatten. Der neu entstandene Konvent kontemplativer Dominikanerinnen machte nicht nur in unserem Team mit, sondern war auch Gastgeber unserer Vorbereitungstreffen.

## **Äußerer Rahmen und die Idee**

Schnell waren wir uns einig. Diese Nacht sollte ruhig und meditativ werden. Drei Wortgottesdienste sollten die Jugendlichen immer wieder sammeln und den Gedanken, der uns wichtig war, weiter führen. In den Zwischenzeiten sollten Angebote zur Vertiefung, Begegnung im Café und einfach stille Zeit das Thema vertiefen helfen. Die Messe um 6:00 Uhr mit unserem Bischof Franz-Josef Bode bildete den Abschluss. Zwei Jugendchöre und viele Helferinnen und Helfer machten diese Nacht dann möglich.

Der rote Faden durch die Nacht war der Glaube daran, dass in den negativen Erfahrungen eines jeden Menschen, mitten in diesen Schmerzerfahrungen mir nicht nur das Negative widerfährt, sondern auch eine Begegnung mit Jesus, und zwar dem leidenden Jesus, möglich wird.

Jesus, der Gekreuzigte, ist nicht nur ein Symbol an der Wand, sondern eine Person, die mir begegnen kann, geradezu „verkleidet“ im Gewand meiner negativen Erfahrungen. Dieses anspruchsvolle Ziel wollten wir durch äußere Schritte und Methoden sichtbar machen und dann als eine Zusage des Glaubens den Jugendlichen anbieten, als ein Deutemuster für ihre Erfahrungen. Dieser Gedanke prägte die verschiedenen Angebote und Methoden. Zum Beispiel die Fußspuren...

## **Fußspuren**

Während der Begrüßungseinheit wurden alle Teilnehmenden eingeladen auf einem Blatt Papier ihren Fußmurriss aufzuzeichnen.

Name und Symbol sollten deutlich machen: Wie geht es mir, wie bin ich hierher gekommen? Dieser „erste Schritt“ in die Nacht hinein, dieser erste Schritt auf die anderen zu, wurde mit einem Austausch mit den Nachbarn abgeschlossen. Jeder behielt seine Fußspur und ging dann zum Abendessen. Im ersten Wortgottesdienst wurden die Fußspuren noch einmal angeschaut. Was ist mit der Rückseite? Was trage ich eigentlich mit mir herum, was habe ich im Gepäck still, heimlich und leise hierhin mitgebracht? Im zweiten Wortgottesdienst wurden diese Fußspuren dann abgelegt. Im Mittelgang der Kirche bildeten so die Fußspuren einen Weg, einen Kreuzweg. Die Kreuztracht ging dann über diesen Fußweg, über unsere negativen Erfahrungen hinweg. Nach der Ostermesse wurden dann alle Teilnehmenden eingeladen, die Fußspur, die negativen Erfahrungen eines Anderen mitzunehmen. Nachfolge, mit anderen zusammen auf den Weg...

## Die Mauer zwischen dir und mir

Beim ersten Wortgottesdienst in der Kirche stand erst einmal eine Mauer aus Umzugskartons vor den Jugendlichen. Kein Blickkontakt mit Gott! Dieses äußere Symbol sollte deutlich machen, was in den Menschen Wirklichkeit ist. Diese Mauer schockierte vor allem die älteren Mitchristen und die Familie eines Schwerkranken, die jeden Freitag um 20:00 Uhr in die Kirche zum Kreuztragen kommen. Gemeinsam haben wir dann vor dieser Mauer gebetet:

*„Gott, wir sind da. Vor uns sind Mauern, unüberwindbar.*

*Viele negative Erfahrungen machen es uns schwer, an dich zu glauben.*

*Aber auch zwischen uns sind Mauern. Wir können nicht reden miteinander, wir sprechen zwar und texten einander zu, aber es ist so schwer, wirklich miteinander zu reden.*

*So sind wir nun hier, Gott.*

*Du bist stärker als alle Mauern.*

*Du willst bei uns sein und alle Mauern,*

*auch zwischen uns, abbauen.*

*Komm, wir laden dich ein, komm zu uns, sei unter uns, hilf uns in dieser Nacht.*

Dann wurde die Mauer von hinten abgebaut. Nach und nach gab die Lücke den Blick auf ein mit bunten Tüchern und Zeitungsseiten verhüllten Gegenstand preis. Schöne Worte und Dinge verdecken oft den Blick auf das Leid. Die alternative Kreuzenthüllung am Ende gab den Blick auf das Kreuz und den Gekreuzigten frei.

*„Herr Jesus Christus, du bist da, in allem und versteckt in allem. Auch im Schmerz und in all den negativen Erfahrungen und Erlebnissen bist du da. Heute Abend sind wir bei dir. Wir wollen dich kennen lernen, über dich sprechen und mit dir sprechen.*

*Wir möchten dich erfahren. Wir bitten dich, dass wir geschenkt bekommen, was wir jetzt gesehen haben. Dass jeder und jede von uns entdecken kann in dieser Nacht, dass Du in allem verborgen bist, auch im Dunkeln unseres Lebens. Du bist da! Amen.“*

Am Ende dieses Wortgottesdienstes trugen dann die Beterinnen und Beter zusammen mit den Jugendlichen das Kreuz für einen Schwerkranken. Eine Begegnung zwischen alter Tradition und den Jugendlichen, für die diese Form des Gebetes ganz neu war.

## Mal anders an den Glauben heran gehen

Nach diesem ersten Wortgottesdienst konnten die Teilnehmenden aus folgender Liste von Workshops und Angeboten auswählen. Diese erste „Vertiefungsphase“ hatte das Ziel, den Jugendlichen durch die verschiedenen Methoden eine Annäherung zum Thema Leid zu ermöglichen. Die kleinen Gruppen in den Workshops haben sehr intensiv gearbeitet und gute Gespräche im kleinen Kreis ermöglicht.



## Workshops – Glaubensnacht in Lage

1. Tanzend die Erde umarmen
2. „Seht den Menschen!“ – Das Leiden malen
3. Töpfern – „Empfindungen im Kreuz entdecken und zum Ausdruck bringen“
4. Das Kreuz im Licht der Liebe
5. „...und sie begannen, ein frohes Fest zu feiern.“
6. Bibelschreibwerkstatt
7. with „Graffiti on the Wall...“
8. „Bitte höre, was ich nicht sage – ich trage tausend Masken und keine davon bin ich...!“
9. Kreuze gestalten
10. Durch Musik Leid und Licht erfahren – eine Meditation
11. Jesus – eine Tür in der Mauer
12. Kreuz – Wort – Rätsel
13. „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!“ (Ps 22)
14. Aggression – Gewalt – Krieg
15. „Ich tanze mit dem Tod...“  
Jesus – Heiler, Arzt ...oder was?
16. „Das wird schon wieder!“
17. „Stress mit den Alten“
18. Einzelgesprächspartner/-innen
19. Beichte
20. Café

## Jesus entdecken

Der zweite Wortgottesdienst um Mitternacht fand vor dem Kreuz statt. Wenig Licht und viele Kerzen ermöglichten eine Gebetsatmosphäre, in der den Teilnehmenden eine Postkarte mit einem Bild des Kreuzes überreicht wurde. Auf der Rückseite dieser Postkarte war Spiegelfolie aufgeklebt worden. Da wo ich meine negativen Erfahrungen anschau, mein Gesicht anschau, da ist auf der Rückseite Jesus. Er begegnet mir in meiner Erfahrung. Diese Karte drückte den Kerngedanken am handgreiflichsten aus. Nach dem zweiten Wortgottesdienst gab es einen zweiten Durchgang Workshops.

*Guter Gott, allzu oft sehe ich in meinem Leben nur das Negative, all das, was mich*

*belastet und bedrückt. Wenn ich aber an das Leid von Jesus am Kreuz erinnert werde, erscheinen mir meine leidvollen Erfahrungen in einem anderen Licht. Hilf mir in dieser Nacht dabei, den menschengewordenen Gottessohn „Jesus von Nazareth“ zu entdecken, damit ich mit seiner Hilfe lerne, mit meinen leidvollen Erfahrungen meines Lebens besser umgehen zu können. Darum bitte ich dich, durch Jesus Christus, unser Vorbild. Amen.*

## Mit dir überspringe ich Mauern

Der dritte Wortgottesdienst um 03:00 Uhr nachts war die eigentliche Kreuztracht. Mit dir überspringe ich Mauern – mit dir Jesus und mit dir, Mitmensch.

Die Gespräche und Begegnungen hatten nun den Rahmen dafür bereitet, dass die alte Tradition der Kreuztracht für die Jugendlichen mit neuem Inhalt gefüllt, sinnvoll wurde. Es war sehr ergreifend zu sehen, mit welcher Beteiligung die Jugendlichen bei Taizé-Gesängen das alte Kreuz um die Kirche trugen. Die anschließende Zeit bis zur Messe um 06:00 Uhr dann wurde für viele Teilnehmenden doch noch anstrengend. Sehr bewegt waren die Gespräche im Café. Bei einer Tasse Kaffee kamen sehr schöne Begegnungen zwischen den verschiedenen Menschen zustande: Zwischen Schwestern und Jugendlichen, Ordensleuten, Priestern und Laienmitarbeitern. Die Ostermesse um 6:00 Uhr war vom zeitlichen Rahmen her etwas zu spät. Alle mussten mit der Müdigkeit kämpfen, waren aber gleichzeitig beim anschließenden Frühstück super zufrieden. Auf den Reflexionszetteln standen praktisch nur positive Rückmeldungen.

## Reflexion über die erste Glaubensnacht

Kritisch kann man anmerken, dass der Aufwand für die Vorbereitung der Glaubensnacht sehr hoch war. Im Verhältnis aber zu dem, was an Glaubensbegegnung und



Glaubensweitergabe in dieser einen Nacht geschehen ist, ist das sicher eine der intensivsten Veranstaltungen gewesen, die wir im Rahmen der Jugendarbeit im Bistum Osnabrück erleben durften. Besonders positiv war die Atmosphäre und die Zusammenarbeit zwischen den verschiedenen Berufsgruppen. Es stellt schon einen hohen Wert dar, wenn sich nahezu alle Berufsgruppen um ein solches Thema herum zur Zusammenarbeit zusammen finden. Das Netz der persönlichen und glaubensmäßigen Beziehungen ist enger geworden, und sicher haben alle ein wenig mehr verstanden und erleben können, mit wem man Mauern überspringen kann.

Infos zum Wallfahrtsort Lage:  
<http://www.bistum-osnabrueck.de>

Markus Roentgen

## „Ein Mann ist ein Mann, bitte keine weiteren Fragen...“

**oder: Warum Männerseelsorge und Männerpastoral notwendiger sind denn je!**

*„Wenn du ein Schiff bauen willst,  
so trommle nicht Männer zusammen  
um Holz zu beschaffen,  
Werkzeuge vorzubereiten,  
Aufgaben zu vergeben  
und die Arbeit einzuteilen,  
sondern lehre die Männer  
die Sehnsucht  
nach dem weiten, endlosen Meer.“*

(Antoine de Saint-Exupéry)

Am 19. November 2001, am Festtag einer großen Frau der Kirche, der Heiligen Elisabeth, wurden die neuen „Richtlinien für die Männerseelsorge und kirchliche Männerarbeit“ der deutschen Bischofskonferenz von ihrem Sekretariat herausgegeben.<sup>1</sup>

Mit dieser kurzfasslichen und prägnanten zehnteiligen Schrift wird endlich, nach einem langen Dornröschenschlaf in der bischöflichen Wahrnehmung männlicher Lebenswelten, ein mutiger Neuanfang gesetzt zur geschlechtsbezogenen Wahrnehmung von Männern in Kirche und Gesellschaft.

Einige wenige Bistümer hatten in den letzten Jahrzehnten schon gründlich diesen Neuanfang, auch im Einsatz von hauptverantwortlichen Männerreferenten und Männerseelsorgern, vorweggenommen und erfahrungsreich vollzogen, was nun Maßgabe wird.

Blind auf einem Auge, waren geschlechtsspezifische Ansätze von Erwachsenenseel-

sorge und -pastoral seit Jahren, mit großem personellen und strukturellen Einsatz ausgestattet, beinahe ausschließlich frauenbezogen.

Dies geschah sicherlich aus einer historisch-legitimen Wahrnehmung der notwendigen Aufgaben zur Realisierung der Gleichstellung von Frauen in allen möglichen Bereichen kirchlichen Lebens.

Allein – der, mitunter stilleren, Veränderungen männlicher Lebenswelten, vor allem in privaten, in familiären, in spirituellen Bereichen wurde kaum gedacht.<sup>2</sup>

Der Auszug der Männer aus der Kirche geschah ungleich leiser.

Sie standen, um im Bild zu bleiben, lange Zeit hinten, nahe am Ausgang der Kirchen. Der Weg nach draußen war nicht weit.

Vorne, an Ambo und Altar, wurde das wenig bemerkt.

Ein ansonsten sehr präsenter Pfarrer brachte es auf den Punkt. „Ich habe immer gedacht, wenn ich predige, habe ich alle Menschen vor mir im Blick. Ich muss leider feststellen: Ich habe in den letzten Jahren nur auf Frauen und Kinder hin verkündet. Ich kann mich nicht daran erinnern, Männer in ihren Lebenswelten konkret angesprochen zu haben!“

Die weitgehende Nichtwahrnehmung männlicher Lebenswelten in ihrem durchgreifenden Wandel hat eklatante individuelle wie gesellschaftliche Folgen gezeitigt:

Die Rollensicherheit geschlechtlicher Identität bei Männern bricht. In der unten zitierten empirischen Männerstudie wird deutlich, dass in der Selbstzuschreibung die größte Anzahl der Männer in Deutschland heute sich als verunsichert erlebt (ca. 1/3 der Männer). Männer, die der Katholischen Kirche angehören, übersteigen darin nochmals den allgemeinen Trend (nahezu die Hälfte der Männer hier beschreiben sich als verunsichert).

Ca. 70 % der Trennungen und Scheidungen in den letzten Jahren gingen letzten Endes von Frauen aus. Dies ist vorrangig darin begründet, dass viele von ihnen nicht mehr bereit waren und sind, eingefahrene

Lebensmuster ihrer Partner zu tragen und zu ertragen; zugleich schafft ihnen ihr enormes Auf- und mitunter Überholen in Bildung, Kultur, Kirche, politischer Repräsentanz, Wirtschaft und Recht, persönliche, berufliche und finanzielle Möglichkeiten, die den realen Vollzug von Trennung und Scheidung weitaus eher wirklich werden lassen, als dies etwa in der Generation der 50er und 60er Jahre des 20. Jahrhunderts noch möglich war.

Die epochale Trennung von Beruf und Familie, von Erwerbsarbeitsplatz und privatem Leben, mit der lange Zeit haftenden Rollenfixierung: Männer – Außen; Frauen – Innen, sie ist in der Auflösung begriffen.

Männliche Lebenswelten sind hierin oftmals von einer doppelten Heimatlosigkeit gezeichnet. Nicht mehr zu Hause am Arbeitsplatz (kaum ein Mann kann in der hochmobil-ausdifferenzierten Arbeitswelt noch davon ausgehen, dass dort, wo er in seiner Erwerbsbiografie beginnt, er diese auch beschließen wird; dies fördert Konkurrenz bis hin zu alltäglichem Mobbing, es unterbindet vielfach die Möglichkeit zur Entwicklung von Freundschaften); zugleich immer noch wenig zu Hause, da, wo mit der Partnerin und ggf. mit den Kindern Wohnung genommen wurde. Die Rolle des Ausgestalters von Beziehung und Familie ist kaum eingeübt.<sup>3</sup>

Das Spannungsfeld von Beruf und Familie setzt Männer zunehmend unter Druck. Die Erwartungshaltung an Männer als Väter und Partner wird größer. Die etablierte Ernährer- und Versorgerrolle ist Kindern und Partnerinnen nicht mehr ausreichend. Beziehungskompetenz, differenzierte Nähe, gestaltete Zeit, vielschichtige Kommunikation, gerechtere Partizipation an häuslichen Tätigkeiten werden eingefordert.

Ambivalenzen tauchen auf:

Nur 10 % der Männer in Deutschland fühlen sich noch zuständig für die religiöse Sozialisation ihrer Kinder. Religion wurde und wird zunehmend Frauensache.

Im Gegenzug dazu ist ein deutlicher Väteraufbruch zu verspüren. Männer wollen erfahrbarere Väter ihrer Kinder sein, sie wol-

len aus der Assistentenrolle zu Hause heraus und unternehmen klare Schritte dahin, gleichwertiger und eigenständiger in Beziehung mit ihren Kindern zu leben.

Hier ist, gerade auch für die kirchliche Arbeit mit Männern ein Hauptansatzpunkt zur Belebung, Vertiefung und Erweiterung männlicher Identität zu gründen. Ich wüsste nicht, welche Aufgabe der Kirche in ihren Organen und Grundvollzügen gegenwärtig Erfrischenderes zukommen ließe, als Männern mit ihren Kindern, in Väter-Kinder-Freizeiten an Wochenenden, in Ferienwochen, im Rahmen von Kindertagesstättenpastoral, in Kommunion- und Firmkatechese und Ministrantenarbeit, Spiel- Erlebnis- und Erfahrungsräume zu bereiten, wo das Spiel zum Beten und das Beten zum heiligen Spiel wird, derart, wie nur Kinder den ganzen Ernst des Spielens vor Gott und in der Welt verstehen. Die Sinne der Männer öffnen sich dann, wie in solchen Freizeiten mit ihren Kindern oft erlebt, wie von selbst. Alle gewünschte spirituelle Lebensvertiefung stellt leicht und echt sich ein.

Auch Männer, die alleine leben oder leben müssen, sind von der allüberall spürbaren Verunsicherung männlicher Identität gefasst:

Single-Männern (oft im Alter bis Ende dreißig und älter) in den Dickichten der Städte in der Suche nach tragfähigen Beziehungen, die von der Flexibilisierungsfalle der hochmobilen Erwerbswelt mit ihren ständigen Ansprüchen an räumlicher und zeitlicher Totalverfügbarkeit nicht aufgesogen werden. Völlig neue Beziehungsmuster entstehen.

Alleinerziehende Väter in Familienverantwortung, die, zunehmend, wie sehr viel häufiger noch Frauen, den alltäglichen Spagat und die Doppelbelastung von Beruf und Kindererziehung leisten müssen.

Witwer, die eine mitunter lange Wegstrecke nach dem Tod ihrer Partnerin gestalten lernen müssen. Männer in Deutschland werden statistisch nahezu 70 Jahre alt; Frauen werden nahezu 80 Jahre alt. Für Witwen geschieht viel. Wie werden Männer in dieser

Lebensrealität wahrgenommen – in den Altersheimen, in den Wohnvierteln, in den Pfarreien? Werden sie nur „dazugenommen“ oder wird ihre spezifische Situation angesehen? Eine Minderheit mit eigenen Bedürfnissen und Nöten. Ein alleinstehender älterer Mann rief kürzlich an, ein Vortrag über „Männliche Spiritualität“ habe ihn animiert, im Alterswohnheim einen „Männerstammtisch“ zu gründen. Sonst würden sie, die wenigen Männer in der Einrichtung, bei allen gemeinschaftlichen Veranstaltungen bis hin zu den Mahlzeiten, stets fein säuberlich an die Frauentische verteilt, pro Tisch ein Mann ...

Auch hier ist die Pastoral und Seelsorge aufgerufen, solchen Männern in ihrer je jetzt notwendigen lebensbiografischen Fragestellung eröffnend und vertiefend zu begegnen. Oftmals werden es weniger Gesprächsräume, vielmehr Erfahrungsräume und -zeiten sein.<sup>4</sup>

Männer brauchen oft ein Mittleres, einen vermittelnden Zugang, um ins eigene Zentrum zu gelangen. Ganz einfach gelingt dies! Miteinander eine Strecke gehen oder mit dem Fahrrad fahren, einfaches Leben teilen (auch als Kontrast zu „Schlips- und Bürowelten“) – und dann öffnen Männer sich, und alles Gerede, welches man so kennt: „Männer können nicht über ihre Gefühle sprechen, sie nicht zeigen; Männern fehlt Lebensstiefe etc.“ – kann man dann vergessen. Blanker Unsinn! Es ist eine Frage der Vorbereitung, der Atmosphäre. Männer sagen es dann auch: „Wenn ich den ganzen Tag als Mann immer nur funktionale Prozesse steuern muss, kann ich abends nicht so einfach auf Nähe und Beziehung umschalten...“

Gelingt diese atmosphärische Vorbereitung, stimmen Ort, Zeit, Rahmen und ist das Angebot und die Einladung so formuliert, dass Männer ohne Gesichtsverlust sich zeigen können (indem ihre Ressourcen, nicht primär ihre Defizite angesprochen werden), dann ist der Zugang zur männlichen Lebensmitte sehr einfach und klar zu finden. Männer öffnen sich dann in einer Konkretion, in einer mitunter schmerzlichen wie zärtlichen

Erkundung des eigenen Selbst, die in ihrer ungeschminkten Wahrhaftigkeit sehr anrührt und tiefe Verbundenheit stiftet, gerade weil sie nicht kommunikativ perfekt, rhetorisch gestylt, ästhetisch ausgefeilt daherkommt.

Es muss nicht immer viel gesprochen werden.

Es genügen ganz einfache Formen. Schlichtheit ohne Buntheit – bis in Formen gottesdienstlichen Feierns.

Die Fragen und Themen des Lebens müssen männerbezogen gestaltet werden, sie brauchen die kompetente Wahrnehmung der jeweiligen Not, des jeweiligen Bedürfnisses in den ausdifferenzierten männlichen Biografien.

Themenfelder sind: „Jungen werden Männer“; „Männer auf der Suche nach ihrem Kern in der Zeit zwischen Schule, Ausbildung und Beruf“; „Single-Männer“; „Männer in Beziehung(en)“; „Männer werden Väter“; „Männer im Spannungsfeld von Familie und Beruf“; „Papa hat Zeit für mich... Männer gestalten Vaterschaft“; „Mein Vater – der wichtigste und der schwierigste Mann meines Lebens“; „Männerfreundschaften“; „Wenn Männer beten“; „Großväter – erwünschte Betreuer – oft unerwünschte Erzieher“; „Mein Enkelkind – das erste Kind, das ich als Mann tagtäglich erlebe...“; „Männer in Trennung und Scheidung“; „Männliche Sexualität“; „Männerkrankheiten“; „Männliche Spiritualität“...

Vieles wäre zu ergänzen, was den Rahmen dieses Beitrags übersteigt.

Wird der Ansatz in der Männerarbeit darin gesucht, was Männer gerne tun, was ihnen das Korsett des Alltags ins Schöne und Weite öffnet, was auch das sprichwörtliche „Kind im Manne“ anspricht und verlockt, dann sind alle Vertiefungen der Selbstwahrnehmung, auch die Achtung und Annahme eigener Abgründe und Defizite bis in wichtigste Schuldverstrickungen hinein, für Männer nehmbar – und so eher annehmbar. Es geschieht dann viel Segensreiches, das hineinwirkt bis in Beziehungen zu Frauen, Kindern, zu anderen Männern, zu sich selbst, zu Gott, dem Vater, zu Jesus Christus, dem einzigen Herrn und treuestem

Bruder und Freund, in der Kraft des Heiligen Geistes!

Es ist schön, es ist ermutigend, dass das neue Schreiben der Bischofskonferenz all dies aufgreift und als Maßgabe zur Arbeit mit Männern den Wechsel von der tradierten Standesseelsorge für Männer zu einer an der Lebensbiografie von Männern orientierten Seelsorge, Bildung und Pastoral mit Männern klar und ganz vollzieht. Kein Rückschlag gegen Entwicklungen von Frauen in Kirche und Gesellschaft wird erwünscht, vielmehr werden neu und vielschichtiger gefüllte Beziehungen unter und zwischen den Geschlechtern mit dem Ziel liebevoller Geschlechtergerechtigkeit erahnbar. Die Gottesebenbildlichkeit des Menschen, in und von Gott in der Schöpfung vollzogen, ist immer geschlechtlich – gleichberechtigt männlich und weiblich, nie neutral (vgl. Gen 1, 26f).

Das gesondert Männliche darin anzuschauen, es zu entwickeln und zur Güte des Guten zu fördern, in allem, in „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst“ (vgl. GS 1) gottverbunden in der Nähe des Nächsten und der Nächsten, das wird Aufgabe und Ziel für die Männerseelsorge und kirchliche Männerarbeit auf allen Ebenen, in den Strukturen und an den Orten pastoralen Handelns, in der mutigen, phantasievollen und wachen Nutzung vielschichtiger Methoden und Formen ganzmenschlicher Bildung.<sup>5</sup>

Erste Wirkungen werden sichtbar.

So bejaht diesen Neuansatz auch die „Gemeinschaft Katholischer Männer im Erzbistum Köln“. Auf ihrer Haupttagung 2002 richtet sie einen Aufruf an alle Verantwortlichen in Seelsorge, Pastoral und Bildung der Kirche. Hier der Wortlaut:

*„Die Jahreshaupttagung des Männerwerkes, Gemeinschaft Katholischer Männer, im Erzbistum Köln am 03./04. Mai 2002 fordert:*

*Die neuen „Richtlinien für die Männerseelsorge und kirchliche Männerarbeit“ der Deutschen Bischofskonferenz müssen in der Pastoral der Seelsorgsbereiche und Dekanate umgesetzt werden.*

*Die Tagung begrüßt den Ansatz der neuen Richtlinien ausdrücklich. In ihnen wird eine Seelsorge entworfen, die alle Lebensbereiche der Männer anschaut und nach Entwicklungen und Lösungen sucht, die aus dem Geist des Evangeliums leben. Eine Männerarbeit wird sichtbar, die Geschlechter-Gerechtigkeit von Frauen und Männern in allen Lebensbereichen bejaht. Männer mit ihren unterschiedlichen Lebenswirklichkeiten kommen in den Blick: alleinlebend, Väter mit ihren Kindern, als Partner, in Erwerb, Familie und Freizeit, bis hin zu Krisen und Scheitern männlicher Lebenswege.*

*Die Gemeinschaft Katholischer Männer im Erzbistum Köln ruft die Verantwortlichen in der Seelsorge mit Nachdruck auf, die deutlich erkennbare Neuentwicklung der Männerarbeit in Gesellschaft und Kirche nicht zu verpassen, sondern tatkräftig zu unterstützen.*

*Männerarbeit gehört zur Seelsorge.“*

Dem ist nichts hinzuzufügen!

## Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Richtlinien für die Männerseelsorge und kirchliche Männerarbeit, hg. v. P. Dr. Hans Langendörfer SJ, dem Sekretär der Deutschen Bischofskonferenz. Bonn 2001. Bestellanschrift: Postfach 2962, 53019 Bonn.
- <sup>2</sup> Vgl. hierzu ausführlicher, alltagsbezogen und lebensgeschichtlich ausgefalt: Markus Roentgen: 52 Wochen ein ganzer Mann. Zugänge zur männlichen Lebensmitte. Münster 2001.
- <sup>3</sup> Vgl. hierzu die empirische Männerstudie von Paul M. Zulehner / Rainer Volz: Männer im Aufbruch. Wie Deutschlands Männer sich selbst und wie Frauen sie sehen. Ein Forschungsbericht. Ostfildern 1998. Vgl. hierzu auch den Folgebund: Martin Rosowski / Andreas Ruffing (Hg.): MännerLeben im Wandel. Würdigung und praktische Umsetzung einer Männerstudie. Ostfildern 2000.
- <sup>4</sup> Viele Anregungen hierzu bietet das gerade erschienene Buch von Martin Rosowski / Andreas Ruffing (Hg.): Ermutigung zum Mannsein. Ein ökumenisches Praxishandbuch für Männerarbeit. Kassel 2002.
- <sup>5</sup> Vgl. die Richtlinien für die Männerseelsorge und kirchliche Männerarbeit, a.a.O., 4–13.

**Andrés Vázquez de Prada: Der Gründer des Opus Dei Josemaria Escrivá. Bd. I: Die frühen Jahre. Adamas Verlag, Köln. 600 S.; 29.80 EUR.**

Vázquez de Prada hat erstmalig eine umfassende – auf drei Bände angelegte – Biografie über den Gründer des Opus Dei, den seligen Josemaria Escrivá (1902–1975), vorgelegt. Kurz vor dem 100. Geburtstag Escrivás erschien der erste Band auf Deutsch. Der Autor gehört selbst der Prälatur Opus Dei an. Als Historiker ist er vor allem im angelsächsischen Raum durch seine Arbeiten über Kardinal Newman und Thomas Morus bekannt.

Bisher unveröffentlichte persönliche Aufzeichnungen des jungen Escrivá, umfangreiche Zeugnisse von Weggefährten und eine Fülle von Dokumenten aus kirchlichen und zivilen Archiven hat der Autor akribisch ausgewertet. Dem Leser wird ein tiefer Einblick in das geistliche Leben des jungen Escrivá gewährt. Band 1 (1902–1936) umfasst die Kindheit in Aragonien, die Berufung zum Priestertum, die Studienjahre im Priesterseminar und an der juristischen Fakultät in Saragossa, die Priesterweihe, die Übersiedlung nach Madrid und die Gründung des Opus Dei sowie seine erste apostolische Ausbreitung.

Angerührt von den Fußspuren eines unbe-schuhten Karmeliters im Schnee suchte Josemaria seit dem 15. Lebensjahr nichts Anderes, als den Willen Gottes zu erfüllen. Er fragte sich: „Wenn andere solche Opfer für Gott und den Nächsten bringen, bin ich dann nicht fähig, auch etwas auf-zuopfern?“ (93). Seit jenem Tag wiederholte er unzählige Male die Bitte des Blinden aus dem Evangelium „Domine, ut videam!“ („Herr, ich möchte sehen!“) Schwierigkeiten aller Art blieben ihm nicht erspart: Familiäres Leid, Verleumdungen und finanzielle Nöte hinterließen in dem jungen Mann jedoch keine bitteren Spuren. Vielmehr entdeckte er nach und nach hinter allen Geschehnissen die liebende Hand Gottes.

Am 2. Oktober 1928 verstand Escrivá plötzlich, dass Gott ihm die Aufgabe anvertrauen wollte, „die allgemeine Berufung zur Heiligkeit unter allen Menschen zu verbreiten und zu fördern“ (282). Das war die Geburtsstunde des Opus Dei.

Der junge Priester, 26 Jahre alt, mittellos, begann umgehend nach Menschen Ausschau zu halten, die diese Botschaft verstehen könnten. Die ersten, die davon erfuhr, waren Studenten einer Akademie, an der Escrivá neben seiner priesterlichen Tätigkeit an einem Krankenstift unterrichtete, um seine verwitwete Mutter und zwei Geschwister zu versorgen. Gebet und Opfer standen für ihn immer an erster Stelle. Er wollte seine apostolische Arbeit auf tragfähige Fundamente bauen.



Während er am 14. Februar 1930 eine heilige Messe feiert, lässt Gott ihn begreifen, dass auch Frauen zum Opus Dei gehören sollen. Er nahm diese Erweiterung seines Gründungsauftrags an, obwohl er noch wenige Monate vorher schriftlich festgehalten hatte, dass er sich Frauen im Opus Dei nicht vorstellen könne.

Die Aufzeichnungen des geistlichen Tagebuchs aus den Anfangsjahren des Opus Dei spiegeln die manchmal unüberwindlich scheinenden Hindernisse wieder: Unverständnis, Krankheit und Tod einiger der ersten wenigen Berufungen, politische Turbulenzen in Madrid. Zugleich erfährt der Leser von außerordentlichen Gnaden und großzügigen Antworten. Escrivá verliert aber nie an Bodenhaftung und auch sein Biograf setzt nicht auf „hagiographische Überhöhung“ (Klappentext).

Es handelt sich um eine anspruchsvolle, aber eine gut lesbare, ja sogar spannende Lektüre mit einigen Bilddokumenten. Die Arbeit überzeugt und beeindruckt nicht nur durch die ausführlichen Quellennachweise in den Fußnoten, sondern vor allem durch die Aussagekraft der authentischen Aufzeichnungen des jungen Priesters Escrivá selbst.

Der Gründer des Opus Dei wurde 1992 seliggesprochen. Die Heiligsprechung erfolgt in diesem Monat. Auch deswegen wünschte man sich, dass möglichst bald auch die nächsten Bände erscheinen (Bd. II: 1936-45, Bd. III: 1945-75).

*Barbara Schellenberger*

**Alex Stock: Poetische Dogmatik. Christologie Band 4: Figuren. Schönigh Verlag. Paderborn 2001, 540 S., geb.; 57,67 EUR.**

Man schlägt den vierten Band eines Lehrbuches auf und befindet sich auf einer Entdeckungsreise durch die Christologie. Fremde schöne Stimmen werden hörbar, kaum betretene Zeit-Räume erschlossen. Man hält nicht nur ein lehrreiches, sondern ein schönes Buch in Händen. Durchschritten wird ein weites, wahrhaft katholisches Feld, eine Bildergalerie. Erinnert werden wir an ein überliefertes Erbe, das anderenorts vergessen ist oder nur kritisch hinterfragt wird. Gewagt wird eine Dogmatik, die Neuland betritt, gerade indem sie Seitenzweigen der alten Tradition ihre Aufmerksamkeit schenkt; Stock wird zum guten biblischen Hausvater, der Neues und Altes aus dem Schatzhaus des Glaubens hervorholt. Angeregt ist die Anordnung des 4. Teilbandes dieser eigenständigen Christologie durch die alte reformierte Drei-Ämter-Lehre (Christus als Lehrer, König und Priester), die Stock erweitert durch vier Denkfiguren (Erlöser, Richter, Lamm, Kreuz). Welche Eindrücke hinterließen diese Metaphern für Christi Sendung und Beruf in der bildenden und poetischen Kunst? Sie entsprechen in ihrer Vielfalt der Namensfülle Jesu, die Stock im 1. Teilband bedacht hatte. Der betrachtende Leser spürt: Mit

diesem Schlussband der Christologie wird kein Schlusspunkt gesetzt, kein endgültiges Ziel erreicht, keine vollständige Synthese angestrebt, kein unverrückbarer Entwurf mit Letztbegründungsanspruch vorgelegt; eher setzt Stock ein innehaltendes Semikolon und steht vor einer unermesslichen Fundgrube der Wirkungsgeschichte: man spürt das Staunen angesichts der uneinholbaren Gestalt Jesu Christi. Stocks Christologie ist eine immense Spurensuche. Kostbare Belege des nachösterlichen Fortlebens Christi in Liturgie und Kunst werden gesammelt und gedeutet. Stock beschreitet einen konsequenten Weg durch kaum durchstreifte Zwischen-Räume christologischer Einbildungskraft; mit diesen Schlussband gerät er an ein vorläufiges Ende seines Entwurfes, der ab 1995 mit den (sukzessive umfangreicher werdenden) Teilen begonnen wurde.

Die Einbildungskraft des Glaubens und Glaubenslebens kann nicht gebändigt werden. Bewundernswert ist, dass es der Autor trotzdem wagt, sich der unendlichen (Wirkungs)Geschichte Jesu Christi auszusetzen und exemplarisch kostbare Perlen auszuleuchten. Wer sich auf diese Spurensuche im abendländischen Schatzhaus der Christuspoesie abseits der ausgetretenen Hauptdenkwege, auf die manchmal abschweifenden Umwege durch die Bilderwelt der Christologie einlässt, wird durch schöne Aussichten, durch ein Bildungserlebnis besonderer Art belohnt: Etwas Seltenes geschieht in einem dogmatischen Werk: Der Leser wird nicht durch Altbekanntes bestätigt oder gelangweilt, sondern von Vergessenem, Verschollenem und so nie Bedachtem überrascht, befremdet, neugierig gemacht. Wahrhaft ökumenisch-katholische Weiten werden durchschritten, manchmal nur gestreift und blitzlichtartig beleuchtet.

Auch für die praktische Theologie ist die Bilderwelt des Glaubens oft nur Illustration, Aufhänger. Stock würdigt die unterschiedlichen Brechungen des Christus-Bildes, die Vielstimmigkeit des Chores derer, die vor Christus geraten, ihm den Hymnus auf die Schönheit Gottes singen: in Liturgie und Poesie, Bildern und Gebeten, Gesang und Gebräuchen, Gesten und heiligen Zeit-Räumen. Diese sind mehr als unverbindlich schöne Ornamente eines ansonsten begrifflich scharfen Glaubens; fast zufällig anmutende Fundstücke lassen die Wahrheit des Glaubens bildkräftig erfahren. Die Aura Christi hat die Phantasie, die fünf Sinne inspiriert: ER bricht sich vielfältig im Spiegel der Kunst, der Liturgie, der Kirchengeschichte, des Festkalenders, der Blütenlese poetischer Texte. ER gibt zu denken, zu malen, zu dichten, zu erzählen, zu singen, zu feiern. Denn ER ist die uns zugewandte Seite des unsichtbaren Gottes. ER lässt sich betrachten. So wie der winzige Jesus selbst eine Miniatur, das Ganze Gottes im Fragment eines Menschenlebens ist, so schlägt sich auch die Wirkungsgeschichte Christi nicht nur in den Summen, Dogmen und Haupttra-

ditionssträngen nieder. Gottes Liebe zum Detail entspricht die – auch ästhetische – Attraktivität Christi in Bild und Klang, in Fragmenten, fremden Stimmen, im Abseitigen. Aus diesem Füllhorn der fast nicht mehr für möglich gehaltenen Schönheit des Christentums schüttet Stock eine reiche Ernte aus. Man durchschreitet Neuland und zugleich ein altes Erbland; dabei wird manches Fremde bekannt und manches Bekannte fremd. Der Rezensent bedauert, wie viel Frömmigkeitsgeschichtliche Tradition im eigenen Glaubensbewusstsein verloren gegangen ist, wie sehr überraschende Querverbindungen und ungewohnte Korrelationen abhanden gekommen sind. Stocks Dogmatik ermutigt zur Spurensuche und zur Gewissheit, wie oft im Abseitigen und kaum Vermuteten die christologische Mitte des Glaubens verborgen ist. Auch das gibt es: Ein dogmatischer Entwurf ganz ohne den Jargon eines Lehrbuches: ein zutiefst unterhaltsames, einladendes, genussreiches, ideen-, bild- und materialreiches Buch. Ein Werk, das Ernst macht mit dem oft eingeforderten und selten eingelösten Grundgesetz, dass die *lex orandi lex credendi* sei! Stocks vielschichtige Annäherungsversuche an die Christusgestalt und seine Wirkungen auf Kunst ist das Gegenteil eines unverbindlich verspielten Kulturkatholizismus; unaufdringlich verbirgt sich hinter diesem Entwurf einer bilderfreundlichen narrativen Dogmatik eine systematische Absicht. Wir leben nicht nur vom zufälligen Jetzt des Glaubens, sondern speisen den Glauben aus überlieferten Geschichten. Unser armer Glaube darf die fremde Hilfe der Kunst und der liturgischen Gebärdensprache in Anspruch nehmen. Man kann das Buch abschnittsweise lesen, meditieren, still betrachten (leider lässt die Druckqualität der 130 Abbildungen etwas zu wünschen übrig). Man kann es entgegennehmen als eine Sehhilfe, die kaum Bedachtes ans Licht fördert: dass unser Glaube auch schön anzusehen ist.

Ein dogmatischer Neuentwurf liegt vor, der andere Lehrbücher nicht ersetzen kann und will. Sehr viel bescheidener will er einführen in die Kunst des liebevollen Schauens, des sprachsensiblen Beschreibens, der Wahrnehmung der Schönheit des Gottessohnes.

Diesem Werk ist eine breite Rezeption zu wünschen. „Christentum muss doch etwas Kreatives sein“, sagt Otto Mauer. In diesem Sinn ist Alex Stocks ästhetische Christologie kreativ, geistreich-pneumatisch, knüpft eigenständig an an wahlverwandte Versuche und Entwürfe der protestantischen (Rudolf Bohren, Kurt Marti, Hermann Timen, Klaas Huizing, Albrecht Grözinger, Oswald Bayer, Michael Trowitzsch) und katholischen Theologie (H. U. von Balthasar, Gottfried Bachl, Günter Lange, Günter Rombold). Stocks vierbändige Christologie räumt fremden Stimmen Raum ein. Sie ermutigt zum kreativen Weiterdenken. Wer das Werk (und seine Augen) aufschlägt, der staunt über die Aura, die von der Gestalt Jesu

Christi ausging und –geht. Was kann man von einem Buch Größeres erwarten als die Erweiterung des bisherigen Wahrnehmungshorizontes?

Das Werk kann nicht in einem Thesenpapier komprimiert werden. Es darf auch nicht homiletisch und religionspädagogisch vernascht werden. Möge es zu einer angenehmen Pflichtlektüre des Praktikers, des Homiletikers werden! Möge es in die Hand des kulturfrommen und literaturliebenden Theologen gelangen. Zuallererst möge es rezipiert werden in der Zunft der systematischen Theologie selbst! Und möge es denen den Blickweiten, denen Verkündigung und Katechese, originelle und traditionsbewusste Zugänge zur Christusgestalt ein Anliegen sind! Alex Stock erschließt der Christologie eine beinahe vergessene Quelle. Und es lässt ahnen, dass der Glaube – schön ist und für jeden von uns Überraschungsfunde bereit hält!

Freuen wir uns auf die Gotteslehre aus gleicher Feder, die in Aussicht gestellt ist!

*Pfr. Kurt Josef Wecker, Heimbach*

**Sr. M. Beate Neuberth IBMV: Kleine Gebetschule – Einfach beten lernen. Heinrichs-Verlag, Bamberg 2001. 80 S.; 6,50 EUR.**

Im Heiligen Jahr 2000 hat Sr. M. Beate Neuberth im „Heinrichsblatt“, der Kirchenzeitung des Erzbistums Bamberg, in 12 Briefen eine kleine Gebetschule geschrieben, die auch als Buch herausgekommen ist. Angelehnt an das Kirchenjahr lädt sie die „Mit-Lernenden“ ein, das Beten, das nach ihr jeder schon gelernt hat, ohne es zu wissen, wieder neu zu beleben. In sympathisch einfacher, einfühlsamer Sprache führt sie zum Beten in der Familie und im Alltag, zur wichtigsten Viertelstunde des Tages: zum Gebet der liebenden Aufmerksamkeit, zum Verständnis des Psalmengebets, erklärt den Rosenkranz als „Wegbegleiter“, lädt ein, sich – auch durch Auswendiglernen – einen „Gebetschatz“ anzulegen.

Im Blick auf den bis zuletzt betenden Jesus wird auch das Beten in der Not und das Beten des „Vater unser“ angesprochen, schließlich das österliche singende Beten und das von Pfingsten her begründete Beten in Gemeinschaft.

Als Maria-Ward-Schwester ist sie besonders dem großen Meister des Gebetes, dem hl. Ignatius, verbunden und weist häufig auf seine Gebetslehre hin, so auch im letzten Brief „Über allem die Sehnsucht“ mit dem ignatianischen Gebetswort „von Gott unserem Herrn erbitten, was ich begehre und ersehne“.

Das Büchlein ist sehr ansprechend gestaltet und mit vielen Fotografien und Abbildungen aus alter und moderner religiöser Kunst versehen. Man wünscht es in die Hand vieler Menschen, die zu uns kommen mit der ausgesprochenen oder unausgesprochenen Frage: „Wo lernt man bei Euch das Beten?“

*Norbert Friebe*

---

# Unter uns

---

## Auf ein Wort

Der Schweiß und nicht der Weihrauch ist der gewöhnliche Duft der Heiligkeit... Gottesdienst ist nicht nur die mehr oder weniger gelungene Ausnahmesituation im sakralen Raum mit liturgischen Handlungen, Orgel und festen Formen. Gottesdienst – opus Dei – ist zunächst einmal die Hinordnung des Menschen in der Welt auf Gott; die Erhöhung seines alltäglichen Tuns durch einen Sinn, den er ihm nicht selber geben kann, den er aber dank Inkarnation und Erlösung Jesu Christi in sein Leben aufnehmen und anderen erschließen kann...

*Stephan Puhl*

in: C. Ortiz (Hg.), J. Eserivcá,  
Köln 2002, 134

## Schlechte Zeiten

Es war in der Nachkriegszeit, als es noch nicht selbstverständlich war, genügend zu essen zu haben. Der Pastor versucht im Religionsunterricht den Kindern das Kreuzzeichen beizubringen. Ein Junge tut sich sehr schwer damit und sagt jedesmal nur: „Im Namen des Sohnes und des Hl. Geistes.“ Als alles Wiederholen nichts nützt, lockt der Pastor mit dem Versprechen: „Wenn Du morgen das Kreuzzeichen richtig kannst, bekommt Ihr einen halben Sack Kartoffeln.“ Der Junge verspricht, am nächsten Tag seinen Text zu beherrschen.

Doch als der Pfarrer ihn in der nächsten Religionsstunde bittet, das Kreuzzeichen zu machen, erklingt wieder nur die „Kurzform“: „Im Namen des Sohnes und des Hl. Geistes.“ Verwundert bis verärgert fragt der Pastor: „Und wo bleibt der Vater?“ „Der steht draußen vor der Tür und wartet auf die Kartoffeln.“

*Msrgr. Dr. Franz-Josef Helfmeyer, Köln*



## Bibelverkäufer

Ein Stotterer ist auf Arbeitssuche und findet in der Zeitung eine Adresse, zu der er sich begibt. Es handelt sich dabei um einen Vertreter religiösen Schriftguts. Als der Arbeitssuchende sich vorstellt, bemerkt der Geschäftsinhaber natürlich sofort den Sprachfehler und sagt: „Leider kann ich Ihnen nicht weiterhelfen, da es bei uns um Kundengespräche an der Haustüre geht.“ „Ddddoch, ich mmmöchte bei Ihnen anfffangen.“, erwidert der junge Mann. „Na gut, ich will es mit Ihnen versuchen. Hier haben Sie zehn Bibeln. Wenn Sie diese bis heute Abend verkauft haben, übernehme ich Sie.“

Am Abend kommt der Mann freudestrahlend zurück. Er hat tatsächlich alle Bibeln verkauft. Der Buchhändler will dies nicht glauben und will wissen, wie der Arbeitssuchende dies trotz seiner Sprachbehinderung geschafft habe. „Ggganz einfach. Ich habe gggeklingelt. Und wenn die Tttür aufging, habe ich ggggesagt: ‚Entweder kkkkaufen Sie die Bbbibel, oder ich llllese sie Ihnen vvvor.‘“

*Dr. Gunther Fleischer, Köln*